

GANDHI INFORMATIONEN ZENTRUM

Mahatma Gandhi, persönlich erlebt

Herbert Fischer



**Schriften zur
Gewaltfreiheit**

GANDHI INFORMATIONNS ZENTRUM

Impressum

1. Auflage, Juni 1994

Gandhi-Informations-Zentrum
Lübecker Straße 44
D-10559 Berlin
Postfach 21 01 09
D-10501 Berlin
(0 30) 3 94 14 20

Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung sind dem Autor vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung der Lizenzgeber reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

ISBN 3-930093-04-9

Mahatma Gandhi, persönlich erlebt

Als ich vor einiger Zeit in einer Diskussion über Gewaltlosigkeit von meinen Erlebnissen bei Gandhi und meinen Geprächen mit ihm erzählte, fiel mir nach der Veranstaltung eine junge Theologiestudentin fast um den Hals, so begeistert war sie von dem, was ich gesagt hatte. Sie möchte mehr von Gandhi wissen.

Kaum zu Hause angelangt, erreichte mich ein Anruf von der Vertreterin einer Gruppe junger Leute, 17 bis 25 Jahre alt. Sie fragte, ob ich einmal zu ihnen kommen könnte, um ihnen von Gandhi zu erzählen. Natürlich konnte ich.

Heute sehen immer mehr Leute ein, daß Gewalt keine Lösung der Menschheitsprobleme bringen kann, ja, daß bei der heutigen Entwicklung der Technik Gewaltanwendung nur allzu leicht zum Untergang unserer Zivilisation führen kann. Wissenschaftler bezweifeln, ob nach einer durch extreme Gewalt ausgelösten Katastrophe überhaupt noch Leben auf unserer Erde möglich sein wird.

Können zur Verhütung einer solchen Katastrophe Lehren aus Gandhis Leben gezogen werden? Diese Frage wird mir, als einem der wenigen noch Lebenden, die ihn erlebt haben, oft gestellt. Gerade junge Menschen fragen, sobald sie erfahren, daß ich einmal bei ihm war, was man von ihm übernehmen könnte.

Mein Weg zu Gandhi

Vor 125 Jahren wurde Gandhi geboren, vor 46 Jahren, am 30. Januar 1948, wurde er ermordet. Im September 1946 konnte ich noch einmal zehn Tage bei ihm verbringen. Vor dem Zweiten Weltkrieg hatte ich über ein Jahr bei ihm gearbeitet. Sein Tod schockierte die ganze Welt und auch mich. Der Mann, der sich jahrzehntelang für Gewaltlosigkeit eingesetzt hatte, der praktische Beispiele setzte für gewaltfreie Lösung von Konflikten, der sein ganzes Tun einsetzte im Dienst an der Menschheit, fiel einer Gewalttat zum Opfer. Solche Gedanken führen weiter zu Überlegungen, ob sich sein Leben gelohnt hat und ob sein Wirken für unsere Zeit noch irgendwelche Bedeutung hat.

Ich meine, gerade in der Jetztzeit ist es wichtig, sich mit Menschen zu beschäftigen, die zu ihrer Zeit gegen jegliche Gewalt aufgetreten sind.

Als erstes werde ich dann oft gefragt, wie ich überhaupt zu ihm gekommen sei. Das ist nun eigentlich eine andere Geschichte, und doch hängt sie eng mit Gandhi zusammen, denn es war kein Zufall, daß ich zu ihm kam. Ich war während meiner Oberschulzeit zu einem Lebensreformer geworden, lernte Menschen kennen, die für eine gesunde, natürliche Lebensart eintraten, unter ihnen Vegetarier, Pazifisten, So-

zialisten. Wir alle interessierten uns auch für Gandhi, der sich ebenfalls um naturgemäßes Leben bemühte und der in Indien mit gewaltfreien Mitteln erfolgreich für die Befreiung seines Landes vom britischen Kolonialreich wirkte. Also nicht nur davon redete, sondern das so wirksam tat, daß die ganze Welt aufhorchte.

Als jungen Menschen faszinierte mich dieser Mann und sein Werk und das in einer Zeit, als der Nationalsozialismus meine Heimat mit immer mehr Gewalt überzog und Ideen, wie denen meiner Freunde, immer weniger Chancen ließ. Ich sah für mich keine Möglichkeit, effektiv gegen die faschistische Gefahr zu wirken, suchte jedoch danach. Könnten Gandhis Methoden eine solche bieten? Zunächst ergab sich für mich nach Schulabschluß nicht einmal irgendeine Arbeit für meinen Lebensunterhalt, die sich mit meiner Überzeugung vertrug. Ich versuchte mich in lebensreformerischen Siedlungen, heute würde man sie vielleicht als ökologische Gärtnereien bezeichnen. Aber auch da gab es bei der damaligen Wirtschaftskrise keine Aussicht auf Erfolg.

Die Situation wurde für mich gefährlich, und im Oktober 1933 gelang es mir, aus Deutschland herauszukommen, zu emigrieren, zunächst in westliche Länder. Von dort aus schrieb ich einen Brief an Gandhi, in dem ich meine Lage und mein Interesse für seine Arbeit bekundete. Eine genaue Adresse wußte ich nicht. „Mahatma Gandhi, Indien“ mußte genügen.

Der Brief kam an, und ich erhielt eine ziemlich ausführliche, von Gandhis Privatsekretär geschriebene Antwort. Darin schilderte er die Schwierigkeiten des Lebens bei Gandhi. *Wenn mir das nichts ausmache, sei ich willkommen.*

Dorthin zu kommen, war nicht ganz einfach. Für eine ursprünglich von mir geplante Schiffsreise langten meine Ersparnisse nicht. So begann ich zu Fuß in Südfrankreich. Nach den ersten Kilometern sprachen mich zwei Esperantisten an. Sie luden mich nicht nur ein, mit ihnen in ihre Hütte zu kommen, sie boten mir für wenig Geld eins ihrer gebrauchten Fahrräder an, was ich dankbar annahm. Quer durch Italien, durch Jugoslawien und Bulgarien langte ich in Istanbul an. Dort war mein Geld zu Ende, aber einige deutsch-jüdische Professoren spendeten mir eine Fahrkarte per Schiff über Piräus nach Beirut und per Bus und Bahn über Damaskus, Bagdad bis Basra. Dort waren es indische Angestellte in Schiffahrtsbüros, die mir zur Seefahrt nach Bombay verhalfen. Einer von ihnen fuhr mit demselben Schiff, und dessen Verwandte brachten mich zum Bahnhof und setzten mich in einen Zug nach Wardha, wo Gandhi das Zentrum seiner Aktivität hatte. Er war jedoch schon zur Jahrestagung des „Allindischen Kongresses“ nach Faizpur gefahren, und ich schloß mich einigen seiner Mitarbeiter an, die am nächsten Tag mit der Bahn nachfuhren.

Kongreßtagung in Faizpur

Als ich ihm vorgestellt wurde, begrüßte er mich mit den Worten: „Also bist Du gekommen“. Viel geredet wurde zunächst nicht. Wie es seine Art war, hatte er gleich eine Arbeit für mich. Die Jahrestagung des Kongresses fand zum ersten Male auf dem Lande statt. Darauf hatte Gandhi bestanden, um die Bedeutung der Dörfer in seinem Programm zu unterstreichen. Auf kahlen Feldern waren Hütten aus leichten Bambusmatten errichtet worden. Auch Gandhi lebte in einer solchen Behausung. Die Beratungen fanden im Freien auf einer etwas erhöhten Plattform statt. Jedermann konnte zuhören, was die führenden Persönlichkeiten zu sagen hatten. Zur abschließenden Versammlung, in der Nehru als gewählter Kongreß-Präsident sprach, waren über 100 000 Menschen gekommen. Das waren gewaltige erste Eindrücke für mich.

In einer dieser Hütten befand sich auch ein kleiner Literaturstand der „Allindischen Dorfindustrie Vereinigung“ (All-India Village Industries' Association). Diese Organisation hatte Gandhi im Rahmen seines *Konstruktiven Programms* geschaffen zur Wiederbelebung und Förderung des dörflichen Handwerks, woran ihm besonders viel lag. Dort würde meine zukünftige Arbeitsaufgabe liegen, und ich sollte gleich damit beginnen, beim Verkauf entsprechender Literatur zu helfen. Damit war auch die Frage meiner Unterkunft geklärt. Meinen Rucksack konnte ich dort verstauen, und zum Schlafen war genügend Platz auf dem Fußboden.

Zum Waschen gab es eine zentrale Stelle, eine zementierte Plattform und in etwa anderthalb Meter Höhe ein Wasserleitungsrohr mit zahlreichen, nach beiden Seiten herausragenden Hähnen. Man setzte sich einfach unter einen dieser Hähne, ließ das Wasser über sich laufen und wusch dann gleich seine Kleidung. Toiletten befanden sich etwas abseits auf freiem Feld, kleine viereckige Bambusstrukturen, innen zwei Bretter mit Zwischenraum, das alles über einem Graben, davor die ausgeschachtete Erde mit einer kleinen Schaufel, damit jeder seinen Unrat zuschütten konnte. War der Graben voll, so wurde das Hüttchen ein Stück weiter gesetzt.

Als Speiseräume waren schöne große Bambuskonstruktionen aufgebaut, in denen viele Menschen in langen Reihen sitzen und die sehr sorgfältig vorbereiteten Mahlzeiten verzehren konnten.

Während der Sitzungen des leitenden Komitees strömte alles dorthin, und wir konnten unseren Laden zumachen. Dann konnte auch ich den Reden der führenden Kongreß-Leute zuhören. Dabei half mir eine lebenswerte, ältere Engländerin, Mary Barr, mich zurechtzufinden. Sie arbeitete im Auftrag Gandhis in einem abgelegenen Dorf, war gut informiert und erklärte mir, wer die einzelnen Sprecher waren, und welche politische Linie sie vertraten. Das erwies sich als überaus nützlich für mich, den absoluten Neuling in der indischen, politischen Szene.

Nach den Sitzungen, zu den Mahlzeiten und bei anderen Veranstaltungen ergab sich immer wieder ein ziemliches Gedränge. Für Gandhi konnte dann nur mit Mühe ein Weg gebahnt werden. Alle wollten ihn von nahe sehen oder ihn sogar berühren. Ein Mann warf sich der Länge lang auf den Fußboden, um seine Füße zu erreichen, obwohl er dabei Gefahr lief, von der Menge zertrampelt zu werden. Eine solche Verehrung für einen lebenden Menschen hatte ich noch nie erlebt. Ich mußte unwillkürlich an ähnliche Geschichten aus dem Neuen Testament denken.

Trotzdem blieb Gandhi immer der einfache Mensch, was schon in seiner Kleidung zum Ausdruck kam. Er trug ein sehr kurzes Dhoti, ein um die Hüften geschlungenes, vorn verknotetes und dann zwischen den Beinen durchgezogenes Stück dünnes, weißes Tuch. An kurze Hosen gewöhnt, gefiel mir das, und ich wollte mir auch so etwas kaufen. Das ginge nicht, wurde mir gesagt. Das normale, aus etwa vier Meter langem Baumwollstoff bestehende Dhoti reicht bis zu den Knöcheln und bedeckt somit die Kniee. Wenn diese bloß sind – so wurde mir gesagt – würde ich in keinem indischen Haus eine Frau zu sehen bekommen. Und wieso kann Gandhi das so kurz tragen? Er ist ein Mahatma, war die Antwort. Und die arme Landbevölkerung? Ja, die ganz Armen, die sich nur sehr selten ein neues Dhoti leisten können, flicken die in dem dünnen Stoff entstehenden Löcher, indem der Stoff einfach zusammengezogen wird, und dadurch wird es immer kürzer.

Da Gandhi nicht besser als die Ärmsten der Armen gekleidet sein wollte, trug er zwar kein geflicktes, aber eben kurzes, extra für ihn gefertigtes Dhoti, aus selbst gesponnenem Garn und handgewebt. Der Oberkörper war, wenn überhaupt, von einem über die Schultern geworfenen Tuch bedeckt. Für die Ärmsten war auch ein Hemd zu kostspielig. Der Kopf blieb unbedeckt, außer in der heißesten Zeit des Jahres, dann legte Gandhi ein Stück eines frischen Bananenblattes auf den Kopf und ein Tuch darüber.

Während der Kongreß-Tagung war er von früh bis abends eingespannt. Die verschiedensten Leute kamen mit ihren Fragen und Sorgen zu ihm. Er schien ihnen allen gerecht zu werden und hatte für jeden Zeit, wenn auch wenig. Sogar für mich! Erstaunlich, was dieser Mann leisten konnte!

Das waren meine ersten Eindrücke von dem berühmten Mahatma. Dieser Ehrentitel, der in Indien nur sehr wenigen, ganz besonders verehrten Heiligen verliehen wird, war ihm spontan zuteil geworden. Er mochte ihn nicht, wollte kein Mahatma sein. Mohandas Karamchand Gandhi war der eigentliche Name: Mit M.K. Gandhi pflegte er zu unterzeichnen, außer er schrieb an gute Bekannte, dann signierte er mit Babu. So wurde er auch im inneren Kreis angeredet. Babu heißt Vater, und als solcher wurde er von vielen empfunden, auch von mir.

Maganwadi

Ich war eigentlich nie Besucher, sondern von Anfang an Mitarbeiter, und wurde von allen anderen, die dort arbeiteten, willkommen geheißen und akzeptiert. Ich weiß nicht mehr, wie wir zur damaligen Zentrale seiner Aktivität in Wardha gekommen sind. Eine kleine Stadt mit etwas Industrie, aber damals noch ohne Elektrizität. In ihr befand sich ein schöner, großer Garten, Maganwadi genannt, mit einigen festen Gebäuden und einer ganzen Anzahl von Hütten, deren Wände aus mit Lehm und Kuhdung verbundenem Bambusgeflecht bestanden. In diesen Gebäuden lebten wir. Sturm- bzw. Stallaternen waren die einzigen Lichtspender am Abend. Und auch am Morgen, denn geweckt wurde vier Uhr früh, und da war es noch dunkel. Die lauten Schläge an ein Stück alte Eisenbahnschiene konnten nicht überhört werden. Die meiste Zeit des Jahres schliefen wir auf dem flachen Dach des Hauptgebäudes, in dem auch der langjährige Sekretär Gandhis, Mahadev Desai, wohnte. Das war die eigentliche Zentrale. In einer der Hütten wohnte J. C. Kumarappa, nach dessen Plänen die Hütten gebaut worden waren, und der, zusammen mit seinem Bruder Bharatan, die „Allindische Dorfindustrie Vereinigung“ leitete. Das Büro dieser Organisation befand sich in dem Hauptgebäude, und dort begann meine Arbeit.

Einen Schlafplatz bekam ich im „Dharamshala“ ebenfalls im Hauptgebäude. Ein „Dharamshala“ ist eigentlich eine Herberge. In dem ziemlich großen Raum lebten damals eine ganze Reihe unverheirateter Mitarbeiter, doch gelegentlich auch durchreisende Besucher. Einen Gästeraum gab es außerdem in einem anderen Gebäude. Jeder Bewohner des „Dharamshala“ hatte an der Wand sein zusammengerolltes Bettzeug, eine dünne Grasmatte und was er an Laken und Decken hatte.

Nach einiger Zeit bekam ich einen kleinen Raum für mich in einer der Hütten, etwa zwei mal zweieinhalb Meter groß. Fenster hatte er keine, dafür hörte die Außenwand einen halben Meter unter dem Dach auf, so kam genügend Licht und Luft in mein „Zimmer“. Statt eines Schrankes wurde ein Strick von einer Seite zur anderen gezogen, darüber konnte ich meine wenigen Habseligkeiten hängen. Der Fußboden bestand aus gestampfter Erde mit Kuhmist darüber. Das macht ihn staubfest, warm in der kalten Jahreszeit, sicher gegen Termiten und entsprach den Fußböden in allen ländlichen Gebieten Indiens. Allerdings mußte der Kuhdung mit Wasser gemischt jede Woche erneuert werden, und das war Sache des jeweiligen Bewohners. Eine österreichische Besucherin, die mich dabei antraf, meinte: Wenn sie es nicht sehen würde, könnte sie es nicht glauben.

Gandhi verstand sich vor allem als Vertreter der Bauern, die die überwiegende Mehrheit der Völker Indiens ausmachen. Deshalb wollte er unter ihnen leben, also auf dem Lande. So war er an den Rand eines Dorfes gezogen, etwa acht Kilometer von Wardha entfernt. Ein Feldweg

führte dorthin, nur mit Ochsen- oder kleinen, zweirädrigen Pferdewagen befahrbar, zur Not auch mit einem Fahrrad, am besten zu Fuß erreichbar.

An Sonntagen, und wenn etwas zu erledigen war auch wochentags, pilgerte ich hinaus nach Sewagram („Dorf des Dienstes“), wie das Dorf genannt wurde, nachdem Gandhi eine Zeitlang dort gewohnt hatte. Indien besteht auch heute noch im wesentlichen aus Dörfern, und dort sind die Ärmsten zu Hause.

Gandhi wollte für alle genug, um satt zu werden, ein Dach über dem Kopf und genügend Stoff, um ihre Blöße zu bedecken. Und dazu saubere, hygienisch einwandfreie Dörfer, die sich selbst verwalten und harmonisch zusammenleben sollten. Ein solches Dorf würde ein Beispiel für größere Verwaltungseinheiten geben. Diese sollten wiederum für das ganze Land, und das Land der Welt beispielgebend werden.

Indien sollte in Gandhis Vorstellung nicht nur ein freies, sondern ein glückliches, friedliches Land werden, in dem es keine Ausgestoßenen, keine Parias und Unberührbare mehr geben würde. Er hatte auch schon eine bessere Bezeichnung für diese gefunden, er nannte sie „*Harijans*“, Kinder der von Hindus verehrten Gottheit Hari. Er schuf eine Organisation, den „*Harijan Svak Sangh*“ (eine Vereinigung des Dienstes an „*Harijans*“), die alle Hindus bewegen sollte, die Unberührbarkeit als große Sünde zu bekämpfen und abzuschaffen. Auch das war ein Teil des schon erwähnten *Konstruktiven Programms*.

Ein weiterer Teil war die „*Allindische Spinnhandwerker Vereinigung*“ (All India Spinners' Association). Ihre Aufgabe war es, das Handspinnen der in Indien auf vielen Flächen angebauten Baumwolle wieder einzuführen. Vor der Kolonialzeit war es üblich, während der heißen Zeit, in der der Boden hart wie Stein wird und nicht bearbeitet werden kann, zum Spinnrad zu greifen und zum sehr einfachen ländlichen Webstuhl.

Die damit gegebene Selbstgenügsamkeit wurde durch die Einfuhr billiger Fabrikstoffe aus England zerstört. Die Spinnräder verstaubten, und es gab keine Arbeit in dieser Jahreszeit.

Nun wurden die Spinnräder wieder hervorgeholt, instandgesetzt und auch neue, leicht transportierbare hergestellt. Das erforderte umfangreiche, organisatorische Arbeiten. Die Handweberei wurde ebenfalls neubelebt und schließlich der Verkauf des fertigen Tuches. Es war etwas teurer als der importierte Stoff, die Produzenten sollten nicht am Hungertuche nagen. Das Tragen dieser handgesponnenen und handgewebten, Khadi genannten Stoffe, wurde zum Abzeichen des Freiheitskampfes. Als ich Jahre später Einblick in alte Polizeiberichte über mich erhielt, stand darin unter anderem: „Er ist gewohnheitsmäßiger Träger von Khadi“, damit war meine politische Haltung für die Polizei gegeben.

Ich benützte Khadi mittlerer Qualität. Das aus feinem Garn gesponne-

ne war relativ kostspielig, und ich brauchte auch etwas Strapazierfähigeres. Für die Hosen verwendete ich aus gröberem Garn gewebtes Tuch, weiß oder gefärbt.

Die Organisation des Handspinnens war gleichzeitig eine ausgezeichnete Vorbereitung für den politischen Kampf. Ungeahnte organisatorische Talente tauchten auf, alle Teile des Landes wurden erreicht, und die unvermeidbaren Gespräche stellten eine vorzügliche politische Schulung der Bevölkerung dar.

Doch zurück zur „*Allindischen Dorfindustrie Vereinigung*“, in der ich nun arbeitete. Zunächst im Büro. Dort wurde ich mit dem ganzen Umfang des Instituts, den einzelnen Zweigen und dem System der Förderung vertraut.

In der Zentrale wurden Studenten aus allen Teilen Indiens in den verschiedenen Gewerken ausgebildet. Sie sollten dann in ihrem Landesteil bzw. in ihrem Dorf das betreffende Handwerk propagieren. Vertreten waren: Land- und Viehwirtschaft, Bienenzucht, Töpferei, von Ochsen getriebene Ölpresen, Herstellung von handgeschöpftem Papier, Gerberei und Lederproduktion und Palmzuckerproduktion.

Mit den Studenten lebten alle Mitarbeiter zusammen. Wir hatten eine gemeinsame Küche und einen gemeinsamen Speiseraum, in dem wir auf niedrigen Holzplatten an den Wänden entlang sitzend, mit den Messingtellern vor uns auf dem Fußboden, unsere Mahlzeiten einnahmen. Jeder hatte seinen eigenen Teller, der nach dem Essen und vor der nächsten Mahlzeit sorgfältig mit Holzasche gereinigt wurde. Ende des Monats wurden die Gesamtkosten durch die Gesamtanzahl der eingenommenen Mahlzeiten geteilt und entsprechend der von dem Einzelnen eingenommenen angerechnet. Das war nicht viel, hing aber auch davon ab, ob man zum Beispiel das Frühstück mit oder ohne Milch verzehrte. Was wir dafür und für die unbedingt notwendige Kleidung brauchten, erhielten wir im Büro nach genauer Abrechnung, sonst nichts. Das war sehr, sehr wenig. Zahlen zu nennen wäre sinnlos, weil heute ganz andere Tauschverhältnisse bestehen und durch die graduelle Inflation der Wert des Geldes gefallen ist.

Die Kleidung war sehr einfach. In der trockenen Zeit trug ich zwei selbst geschneiderte Hosen aus Khadi und zwei im Basar hergestellte Hemden. In der Regenzeit brauchte man drei, denn gewaschen wurde jeden Tag, was man angehabt hatte, und bei Nässe trockneten die unter einem Dach aufgehängten Kleidungsstücke nicht so schnell. Gehälter gab es nicht. Wir alle betrachteten unsere Arbeit nach Gandhis Vorbild als Dienst an den Menschen und begnügten uns mit dem, was wir unbedingt brauchten. Wieviel, das war jedem selbst überlassen, feste Sätze oder Vorschriften gab es nicht.

Was hatte nun Gandhi mit all dem zu tun? Abgesehen davon, daß er der Schöpfer dieser Organisation war, bestand ein ständiger Kontakt mit

ihm. Ob es Arbeitsfragen oder Personalprobleme waren, immer wurde er konsultiert. Der Kontakt war nicht auf den Leiter der Einrichtung beschränkt, er unterhielt sich auch mit den einfachen Mitarbeitern über ihre Tätigkeit. Als ich viel, viel später in den gesammelten Werken las, staunte ich, daß er an mehreren Stellen von mir geäußerte Meinungen in eigenen Mitteilungen erwähnte. Man empfand ihn als allgegenwärtig, fühlte sich in seiner unmittelbaren Umgebung. Er nahm an allem teil und an allen Anteil. Trotzdem war jeder eigenverantwortlich und fühlte sich in keiner Weise gegängelt. Im Gegenteil: Man spürte sein Vertrauen. Das merkte ich besonders, als ich gebeten wurde, den freigewordenen Posten des Leiters der landwirtschaftlichen Abteilung zu übernehmen. Ich hatte zwar einmal in einer Gartenbau-Siedlung gearbeitet, wußte aber von indischer Landwirtschaft sehr wenig. Dafür wurde mir ein junger, sehr tüchtiger und sehr netter junger Mann aus Assam an die Seite gestellt. Es war im Ganzen gesehen ein fast ideales Zusammenarbeiten.

Der Tagesablauf in Wardha entsprach dem in Sewagram. Vier Uhr früh wurde geweckt. Ein Stück alte Eisenbahnschiene diente auch dort als unüberhörbarer Gong. Nun folgten die ersten Reinigungszeremonien, die sogenannten „ablutions“. Man ging zu der aus Bambusmatten bestehenden Toilette. Mit Laterne und einem Gefäß mit Wasser. Dabei wurde nicht gesprochen. Dann wusch man Hände und Gesicht und putzte sich die Zähne. Das geschah immer sehr gründlich. Manche spülten anschließend nicht nur den Mund, sondern auch den Magen aus. Dazu schluckte man mehrere Glas Wasser und brach es wieder aus. Die meisten badeten erst später bei Tageslicht, ich tat es gleich früh. So konnte ich auch gleich die am Vortag getragenen Sachen waschen und aufhängen, dann konnten sie in der trockenen Zeit am nächsten Tag wieder angezogen werden.

Sewagram

In Sewagram trafen sich um fünf Uhr alle zu einer Morgenandacht. Die englische Bezeichnung „prayer meeting“ (Gebetsversammlung) fand ich nicht zutreffend, denn gebetet zu irgendeinem Gott oder um etwas gebeten wurde nicht. Bei leiser, stimmungsvoller Musik und gelegentlichen, von Einzelnen leise vorgetragenen Liedern aus der Hindu-Mythologie, oder islamische oder christliche Texte dienten einer Einstimmung auf den Tag mit seinen Aufgaben. Ich glaube, es waren solche Andachten, in deren Verlauf Gandhi Ideen und Gedanken kamen, die er als „innere Stimme“ empfand und bezeichnete.

Danach ging Gandhi an seine Arbeit. Alles geschah ruhig und ohne jegliche Hektik. Die gab es überhaupt nicht, obwohl er im Verlauf des Tages sehr viel schaffte und das auch von anderen erwartete. Er zog sich in eine Ecke des damals von ihm benützten ziemlich großen Raumes

zurück. Der einzige Raum in dem Haus, das auf allen Seiten von einer etwa zwei Meter breiten Veranda umgeben war. An den Längsseiten befanden sich je zwei Türen, an den Giebelseiten je eine. Alle sechs Türen standen immer offen, und es war ein ständiges Kommen und Gehen. Die anderen Ecken waren meist auch besetzt. Als ich einmal hinkam, saß in einer Ecke ein junger Mann, der laut murmelnd Nehrus gerade erschienene Autobiografie las. In einer anderen mühte sich ein Anfänger mit einem Musikinstrument. Gandhis Frau holte sich von Zeit zu Zeit einen Kochtopf oder Küchengeschirr. All das störte ihn in keiner Weise. Er hatte eine erstaunliche Konzentrationsfähigkeit. Als wir ihn 1946 noch einmal besuchten, war unsere jüngste Tochter gerade sechs Monate alt. Wir hatten Angst, sie könnte ihn stören, und wir versuchten, sie so ruhig wie möglich zu halten. Als er dann einmal zu ihr kam, fragte er, ob sie krank sei. Wir verneinten und fragten, wie er darauf komme. „Nun, sie schreit ja nie!“

In Sewagram saß er auf ebener Erde auf einer mit einem Khadi-Laken bedeckten Grasmatte mit einem ebenfalls weiß überzogenen festen Kissen im Rücken, einen Fuß auf dem Oberschenkel des anderen Beines. Auf dem oberen Schenkel hielt er ein Brettchen, das ihm als Schreibunterlage diente. Daneben stand ein kleines, kaum einen halben Meter hohes Pult, in dem er Papier und Schreibzeug aufbewahrte. Kam ein Besucher oder sein Sekretär, so nahmen sie vor ihm Platz. Um die Zeit voll auszunutzen, rasierte er sich während des Gespräches – ohne Spiegel natürlich – oder er schlug sein flaches Spinnrad auf und begann zu spinnen. Nur bei sehr wichtigen Gesprächen oder in Konferenzen begnügte er sich mit aufmerksamem Zuhören und Sprechen.

Viel hatte er zu schreiben: Artikel für die von ihm herausgegebenen Zeitschriften, in denen er regelmäßig über seine Vorhaben und Gedanken informierte, und Briefe, viele Briefe. Sein Sekretär zählte einmal 56 an einem Tag von ihm geschriebene Briefe. Er las sie immer noch einmal sorgfältig durch, von der Adresse bis zur Unterschrift. Oft bereitete er auch Resolutionsentwürfe vor, doch Reden habe ich ihn nie schriftlich vorbereiten sehen, er sprach immer frei.

Einen Blick warf er in die Zeitungen, aber meist informierte ihn sein Sekretär über das für ihn Bedeutsame. Informationen über wichtige Ereignisse erhielt er laufend, er war ja das Herz der ganzen Befreiungsbewegung. Trotzdem verstand er es, alle seine Mitarbeiter zu Selbständigkeit zu erziehen. Beides zu verbinden, war seine Stärke. Er erreichte das durch ständige Kontakte.

Erst nach Sonnenaufgang gab es Frühstück. Es bestand aus einer kleinen Schale mit in Wasser gekochtem Vollkorngrieß mit etwas Milch, für Gandhi Ziegenmilch. Das war alles, auch in Maganwadi. Gandhi ging dann jeden Tag eine halbe Stunde in scharfem Tempo eine bestimmte Strecke hin und zurück. Dabei war er nie allein. Seine Ärztin, Sushila

Nayar, begleitete ihn stets und andere, die gerade frei waren, oder auch Besucher, mit denen er auch diese Zeit zu Gesprächen ausnutzte. In einer Hand hielt er einen Stab als Stütze, mit dem anderen Arm umfaßte er gern die Schultern einer seiner Begleiterinnen. Derselbe Gang erfolgte nach dem vor Sonnenuntergang eingenommenen Abendessen. Dabei tollten gern einige Kinder um ihn herum. Das machte ihm sichtlich Freude, er hatte gern Kinder um sich.

Erst nach dem morgendlichen Spaziergang kam für ihn das Bad. Dabei habe ich ihn nie gesehen, doch nach dem Eimer und einer kleinen Zinkbadewanne zu schließen, nahm er es nach indischer Sitte. Vor ihm der gefüllte Eimer, goß er sich das Wasser mit einem Schöpfgefäß über den Körper. Etwa notwendige ärztlich verordnete Behandlungen schlossen sich gleich an.

Alles erfolgte nach genauer Zeiteinteilung. Wenn er sein frisches Beinkleid um die Hüfte gelegt hatte, klemmte er seine genauegehende Schweizer Taschenuhr mit ein. Ich fragte ihn einmal, wieso er, der in bezug auf moderne Industriebetriebe ernste Sorgen hatte, eine solche ausländische Uhr trug. Seine Antwort war: „Ich muß meine Zeit genau einteilen, und dazu brauche ich diese Uhr“. Er benützte sie jedoch unauffällig, man merkte nie, daß er danach sah. Seine eigene biologische Uhr machte das anscheinend überflüssig. Seine Gespräche mit Besuchern beendete er oft mit einem freundlichen „Genug für heute!“. Er wußte, wann der nächste drankommen mußte.

Wenn er schon einige Stunden hinter sich hatte, konnte es passieren, daß er mitten im Gespräch bat, ihn zu entschuldigen, in zehn Minuten sei er wieder so weit. Damit legte er sich an Ort und Stelle auf die Seite und schlief sofort ein. Nach genau zehn Minuten wachte er auf und setzte das Gespräch dort fort, wo sie gerade aufgehört hatten, ohne zu fragen, „Wo waren wir stehen geblieben?“

Natürlich wurde der Tagesablauf oft verändert, zum Beispiel wenn er einen Krankenbesuch machte oder andere Aufgaben ihn von Sewagramm wegführten.

Zum Mittagessen gab es regelmäßig „Chapattis“, eine Art Brotfladen aus Vollkornmehl, auf einer heißen Platte ohne Hefe oder Sauerteig gebacken, und dazu „Dal“, eine indische Linsenart, sowie Gemüse und jahreszeitliches Obst. Für ihn wurde genau berechnet, was sein Körper an Kalorien und Vitaminen brauchte, denn er vertrat den Standpunkt, der Mensch lebe nicht, um zu essen, sondern er esse, um zu leben. Deshalb müsse man sich auf das Notwendige beschränken. So wurden seine Mahlzeiten ohne jegliche Gewürze und mit keinem oder sehr wenig Salz zubereitet, aber immer mit etwas Knoblauch gegen seinen hohen Blutdruck. Zu trinken gab es nur Wasser, keinen Kaffee, Tee oder Kakao, von stärkeren Getränken gar nicht zu reden.

Eigenheiten und Widersprüche

Diese Regeln galten auch für die Studentenküche in Maganwadi, allerdings konnte man dort wählen zwischen ungewürzt und gewürzt. Ich entschied mich für ungewürzt und mißachtete auch den Hinweis Gandhis, als Europäer müsse ich täglich ein Ei essen. Eier konnte man in Maganwadi nur heimlich kaufen, so verpönt waren sie, und ich wollte jede Heimlichtuerei vermeiden. In Europa hatte ich schon einmal drei Jahre ohne jegliche Nahrung tierischen Ursprungs gelebt, so fiel mir nicht schwer, ohne Eier auszukommen. Ich ließ mich jedoch zu Milch bekehren und ergänzte nach einiger Zeit, da ich gelegentlich Hunger hatte, meine Mahlzeiten mit einem Schwaps handgepreßten Öls und einem guten Stück Rohrzucker.

Irgendjemand, wie ich hörte war es ein Deutscher, hatte Gandhi einmal erzählt, wie nahrhaft Ölkuchen sei. Daraufhin ließ Gandhi zu den Hauptmahlzeiten immer etwas Ölkuchen auf die Teller geben. Das schmeckte den Leuten aber gar nicht, und sie weigerten sich, das zu schlucken. Um es attraktiver zu machen, schlug Gandhi vor, den Ölkuchen mit „Gur“ (aus Zuckerrohrsaft gewonnene, braune Zuckermasse) zu mischen. Dann könne man auch Lehm mit „Gur“ vermischt essen, war die Entgegnung. Daraufhin gab Gandhi dieses Bemühen auf. Das Hören dieser Geschichte ließ mich jedoch die Sache versuchen. Ich ging zu den von Ochsen in Gang gehaltenen Ölpresen und brach mir ein Stück aus der hölzernen Presse ab. Durch den Druck war der oft auch noch nicht fertig ausgepreßte Ölkuchen etwas warm und schmeckte einem Hungerigen nicht schlecht, besonders wenn gerade Kokosnußkerne gepreßt wurden. Als ich Gandhi davon erzählte, quittierte er es mit einem Lächeln.

Bisher habe ich noch nicht erklärt, warum Gandhi nur Ziegenmilch zu seiner Ernährung verwendete. Vor Jahren hatte er erfahren, daß in Kalkutta rücksichtslose Tierhalter den aus den Dörfern in die Stadt gebrachten Kühen zur Erhöhung ihrer Milchleistung mit Hilfe eines Bambusrohres Luft in den Uterus bliesen. Der Druck reizte die Milchdrüsen zu erhöhter Milchabgabe, aber die armen Tiere waren nach einer Laktationsperiode zugrunde gerichtet.

Entsetzt über solche Grausamkeit legte Gandhi ein Gelübde ab, nie mehr in seinem Leben Milch zu sich zu nehmen, in keiner Form. Jahre später, nach einer schweren Operation, nahm sein Magen keine Nahrung an. Nur Milch könne ihm helfen, meinten die Ärzte, sonst bestünde Lebensgefahr. Dann müsse er eben sterben, sagte Gandhi, denn sein Gelübde könne er nicht brechen. Da fand seine Frau einen Weg, ihn umzustimmen. Das Gelübde habe er doch wegen der Grausamkeit an Kühen abgelegt, könne also nur Kuhmilch betreffen. Es gelang ihr, ihn zu überzeugen, Ziegenmilch zu trinken und somit sein Leben zu retten. So ist er dann sein ganzes Leben bei Ziegenmilch geblieben.

Als ich ihm während eines Gespräches sagte, daß Ziegenhaltung eigentlich weniger mit dem Prinzip der Gewaltlosigkeit zu vereinbaren sei als Rinderzucht, weil männliche Nachkommen der Kühe sehr nützlich als Zugtiere sind, männliche Nachkommen einer Ziege jedoch nur zum Verzehr geeignet seien und dementsprechend geschlachtet würden, stimmte er mir bedauernd zu. Er könne das nicht ändern. Im übrigen trete er für vernünftige Rinderhaltung und -pflege ein.

Nun wieder zum Tagesverlauf. Bis zur zeitigen Abendmahlzeit vor Sonnenuntergang arbeitete er weiter. Diese Mahlzeit unterschied sich wenig von der mittäglichen, nur gab es dann meist Reis, natürlich ungeschälten Naturreis. Danach der schon erwähnte abendliche Spaziergang und nochmals eine Andachtsstunde.

Diese nutzte er gern, um seinen Gedanken Ausdruck zu verleihen, *hörbar denken*, nannte er es. Er sprach über die Tagesereignisse und seine Stellung zu den dabei aufgetauchten Problemen.

Wenn er unterwegs war, versammelten sich manchmal wirkliche Menschenmassen bei diesen Andachten. Er verstand es ausgezeichnet, die Stimmung seiner Zuhörer zu erfassen, auf sie einzugehen und seinerseits diese Stimmung zu beeinflussen. So gelang es ihm, eine erstaunlich enge Verbindung zwischen sich und den Zuhörern herzustellen.

Bis gegen 22 Uhr arbeitete er weiter, ohne Pause. In Maganwadi wurde nach dem Abendessen nicht mehr gearbeitet, wir konnten spazieren gehen, lesen oder diskutieren, wir hatten Freizeit. Für Gandhi gab es das nicht. Ihm genügten die Spaziergänge am Morgen und am Abend und die Schlafenszeit zur Erholung.

Er kannte auch keinen Urlaub. Wenn er mal recht abgespannt war, riet man ihm, einige Zeit an einem klimatisch günstigeren Ort zu verbringen, doch dann nahm er seine Arbeit mit und ein gut Teil seiner Mitarbeiter. Er benutzte grundsätzlich nur die niedrigste, die dritte Klasse der Eisenbahn, doch ihm stand jedesmal ein großes Abteil zur Verfügung, und das verwandelte sich dann in seine Arbeitsstätte.

Ich hatte schon seine Konzentrationsfähigkeit erwähnt. Er vertrat die Ansicht, Müdigkeit entstehe vor allem dadurch, daß die verschiedensten Gedanken wirt durch den Kopf gehen. Wenn man lernt, immer nur an eine Sache zu denken, ermüde man viel weniger. Darin war er Meister. Wenn man mit ihm sprach, hatte man den Eindruck, er denke an nichts anderes und werde durch nichts abgelenkt. Es war angenehm, sich seiner Aufmerksamkeit so ganz bewußt und sicher zu sein.

Kam der nächste Gesprächspartner, fühlte man, er sei nun ganz auf ihn oder sie eingestellt. Wie er trotzdem an vieles denken konnte, sich an viel erinnerte und vor allem über die großen nationalen Probleme nachdenken konnte, habe ich immer bewundert.

Natürlich war er am Abend doch müde. Auf einer ziemlich großen, mit

einer Art Splitt (gegen Schlangen) bestreuten Fläche wurde für Gandhi eine dünne Grasmatte ausgerollt, mit einem Laken aus weißem Khadi und je nach Jahreszeit ein oder zwei Decken. Am Kopfende baute die Ärztin die von ihm einzunehmenden Medikamente auf einem Tablett auf. Die anderen Mitarbeiter rollten ihr Bettzeug in seiner Umgebung aus. Auch ich habe öfter dort geschlafen. In der Regenzeit vollzog sich das alles auf den Veranden unter dem schützenden Dach. Später wurde für Gandhi auf demselben Grundstück eine besondere, kleine Hütte errichtet.

Er bevorzugte eigentlich Naturheilkunde, akzeptierte jedoch auch normale Medizin. Gesundheitsfragen interessierten ihn immer sehr, er hat selbst oft Kranke gepflegt, darunter auch an Lepra Leidende. Seine besondere Methode waren Lehpäckchen. Seine Fürsorge für Kranke entsprach seiner Devise, den Menschen zu dienen. Er redete nicht nur von Dienst an der Menschheit, sondern praktizierte ihn am Nächsten. Er fragte einfach: Was braucht er, was kann ich, was muß ich für ihn tun? Niemand war von seiner Fürsorge ausgeschlossen. Auch in dieser Hinsicht war er Vater. Ich hatte das Gefühl, er verstehe mich besser als mein eigener Vater. Ein amerikanischer Missionar, der ihn öfters besuchte, sagte einmal, er erschiene ihm wie eine Mischung zwischen seinem eigenen Vater und Jesus Christus.

Zu dem Vatergefühl trug auch seine ungeheure Toleranz bei. Er schrieb einmal, er entdecke immer wieder Fehler an sich und finde, denen gegenüber sei er sehr tolerant. Das veranlasse ihn, ebenfalls anderen gegenüber tolerant zu sein. Während unseres Abschiedsbesuches bei ihm, 1946, war ich Zeuge eines Gespräches zwischen ihm und Jaya Prakash Narayan, einer noch jugendlichen Führerpersönlichkeit, die damals für Gewaltanwendung zur Befreiung Indiens eintrat. (Später entwickelte er sich zu einem der entschiedensten Verfechter der Gewaltlosigkeit.) Immer, wenn Gandhi gesprochen hatte, begann Narayan mit den Worten: „Nahi, Babu“ („Nein, Vater!“). Als er gegangen war, äußerte Gandhi: „Es gibt keinen Menschen, dessen Ansichten den meinen diametraler entgegengesetzt sind, aber es gibt auch keinen feineren Kämpfer für Indiens Freiheit.“ Diese Fähigkeit, einen eigenen Standpunkt zu haben und zu vertreten, gegen einen davon abweichenden zu argumentieren und trotzdem den Andersdenkenden voll zu achten, finde ich bewunderns- und nachahmenswert. Voraussetzung dafür ist und war bei Gandhi: absolute Ehrlichkeit, Offenheit und Aufrichtigkeit.

Und Furchtlosigkeit. Darauf legte Gandhi großen Wert, Feigheit mochte er gar nicht. Ein Journalist aus den USA, ein kleiner etwas rundlicher Mann, fragte ihn einst furchtsam, was er denn tun könne, wenn er in eine Demonstration gegen die Engländer gerate, man könnte ihn ja für einen Engländer halten und ihn angreifen. Mit einem sarkastischen Lächeln sagte ihm Gandhi, er brauche nur eine Fahne der Befrei-

ungsbewegung zu ergreifen und damit vornweg zu marschieren, dann werde man ihn für einen Führer der Bewegung halten!

Eines Abends kam ein Telegramm vom Vizekönig in Wardha an, das schnellstens zu Gandhi gebracht werden mußte. Nach Sewagram gab es keine Postverbindung. Deshalb wohnte Mahadev Desai, sein langjähriger Sekretär, in Wardha, er war verantwortlich für die Weiterleitung und entschied über den Zeitpunkt je nach Dringlichkeit. Diesmal mußte es schnell gehen, denn es handelte sich um Menschenleben. In einem der größten und am schärfsten bewachten Gefängnisse auf den Andaman-Inseln standen die als Terroristen verurteilten Gefangenen schon tagelang im Hungerstreik, und Gandhi setzte sich für sie ein. Die Nacht war stockdunkel, der Weg nach Sewagram unbeleuchtet und schon am Tag nicht ganz leicht zu finden. Niemand traute sich, den Gang zu wagen. Da war guter Rat teuer. Ich hörte von dem Problem und bot an, das Telegramm zu überbringen, wenn man mir ein Fahrrad besorgen könne. Erleichtert wurde das herbeigeschafft, zwar auch ohne Beleuchtung, aber ansonsten betriebsfähig. Einmal irrte ich in ein bebautes Feld, doch schließlich landete ich bei Gandhi. Er machte sofort die Antwort fertig und war sichtlich erfreut, daß ich die Aufgabe der Überbringung übernommen hatte. Mit einem dankbaren Gesichtsausdruck nannte er mich seinen mutigen Mann („stalwart“). Mit einem gewissen Stolz und innerer Befriedigung brachte ich seine Antwort zurück nach Wardha, wo Mahadev Desai sie sofort zur Post brachte.

Gandhi verlangte Furchtlosigkeit im Kampf gegen Ungerechtigkeit, gegen das Böse, dem unbedingt Widerstand geleistet werden müsse, gewaltlos, wenn irgend möglich, mit Gewalt wenn nicht anders möglich und ohne Rücksicht auf eventuelle eigene Gefahr. Er gab als Beispiel: Wenn du mit deiner Schwester unterwegs bist und sie wird belästigt, dann mußt du sie schützen. Wenn das gewaltlos nicht gelingt, dann mit Gewalt unter Einsatz deines Lebens. Von Gefahr zu wissen und nichts zu tun, ist Feigheit, notwendig ist Furchtlosigkeit!

Gespräche

Unsere ersten Gespräche betrafen verständlicherweise die Lage im damaligen Nazi-Deutschland. Er interessierte sich für meine Schilderungen, und ich wollte gern in Erfahrung bringen, ob er irgendwelche Ratschläge für gewaltlosen Widerstand geben könnte. Seiner Meinung nach müsse man den Kampf in Deutschland führen, dort eine gewaltlose Widerstandsbewegung organisieren. Ich versuchte, ihm zu erklären, daß unter Hitlers Regime jeder, wie auch immer gearteter Widerstand rücksichtslos gebrochen wird und jedem daran Beteiligten Konzentrationslager und möglicherweise sogar Hinrichtung drohe. Trotzdem, so meinte er, müsse dem Übel an Ort und Stelle widerstanden werden. Er verstand auch nicht, warum die Juden sich einfach abführen ließen, sie

müßten gemeinsam Widerstand leisten, natürlich würden sie damit ihr Leben riskieren, doch das drohte ihnen sowieso, und Millionen könne man nicht einfach vernichten. Ich glaube nicht, daß er meine Argumente einsah, gab jedoch zu, daß er die Lage nicht genügend kenne, um konkrete Ratschläge geben zu können. Nehru, den er als sein außenpolitisches Gewissen bezeichnete, wußte das besser und hatte keine Illusionen. Er und auch Gandhi waren sich jedoch einig in der konsequenten Ablehnung des Nationalsozialismus.

Sonntags pilgerte ich, wie gesagt, fast regelmäßig nach Sewagram, das damals noch Segaoon hieß. Und immer nahm sich Gandhi Zeit für ein Gespräch, manchmal nur ein kurzes, manchmal auch ein längeres. Ich konnte alle meine Fragen anbringen. Besonders interessant war es aber, wenn ich seinen Gesprächen mit anderen lauschen konnte. Der Inhalt betraf dann meist für mich ganz neue Fragen und vermittelte mir neue Erkenntnisse.

Geheimverhandlungen gab es nicht. Für Gandhi war es Prinzip, nichts geheim oder im Verborgenen zu tun. Er informierte sogar seine politischen Gegner über die Schritte, die er gegen sie zu unternehmen gedachte. In seiner Umgebung hatte man den Eindruck absoluter Offenheit. Sein Leben und Wirken lag wie ein aufgeschlagenes Buch vor jedem, der sich dafür interessierte.

In meinen Gesprächen mit Gandhi gab es zunächst zwei wiederkehrende Themen, später noch ein drittes. Das erste war die Frage von Krieg und Frieden, denn der zweite Weltkrieg wurde immer wahrscheinlicher; das zweite waren Einzelfragen zu Gewaltlosigkeit im täglichen Leben; und das dritte betraf die Effektivität seines Konstruktiven Programmes aus ökonomischer Sicht.

Zu dem ersten Thema hatte er einmal geschrieben: „Die meisten Leute wollen das Ende aller Kriege, und doch wird immer wieder Krieg geführt. Wenn die Ursachen der Kriege entdeckt würden... Man muß sich als erstes tiefgehend mit den Ursachen der Kriege beschäftigen und nach Wegen suchen, diese zu beseitigen“. Es war sein Wunsch, gegen Kriegsgefahr und für die Erhaltung des Friedens in der ganzen Welt zu wirken, der ihn veranlaßte, noch recht lange, bis zum 125. Lebensjahr, leben zu wollen. Er wollte alles tun, um die Gefahr immer neuer Kriege bannen zu helfen. Nach dem Zweiten Weltkrieg sah er die Gefahr eines dritten Weltkrieges. Wenn der kommt, so sagte er, bedeutet das das Ende der Welt. Einen dritten Weltkrieg könne unsere Erde nicht überstehen.

Er suchte die Ursachen in Ungerechtigkeiten, in nationalem Ehrgeiz und in menschlicher Unvollkommenheit. Mir schien – scheint noch immer – die Profitgier der Rüstungsproduzenten und der Waffenhändler eine der wesentlichsten Ursachen der Kriege. Sicher ist es mir damals nicht gelungen, das überzeugend darzustellen, Gandhi ging jedenfalls nicht darauf ein. Das entsprach auch nicht seiner Hoffnung, die Großin-

dustriellen, und überhaupt alle Kapitalinhaber zu Treuhändern zu bekehren, die ihr Kapital zum Wohle des Volkes einsetzen. Er glaubte an das Gute in allen Menschen, auch in den ganz Reichen.

Er ging bei der Suche nach den Ursachen von Kriegen nicht weit genug und nicht tief genug, war in dieser Frage nicht konsequent. Er nahm jedoch eindeutig Stellung gegen Faschismus und jede Form kolonialer Unterdrückung. Er wünschte keinesfalls einen Sieg der Achsenmächte und warnte, daß Indien in einem solchen Fall in eine neue und schlimmere Abhängigkeit geraten könnte.

Inkonsequenz wurde ihm auch in anderen Angelegenheiten vorgeworfen, zumal er in seinen Reden und Artikeln immer wieder einmal früher von ihm Gesagtem widersprach. Auch in seinen Inkonsequenzen liege schließlich Konsequenz, meinte er, denn seine Worte und Taten würden von den jeweiligen Bedingungen („prevailing conditions“) bestimmt, und die veränderten sich laufend und erforderten ständig neues Herangehen. Er überlege nie, was er früher einmal gesagt oder geschrieben habe. Damit belaste er sein Gedächtnis nicht. Immer seine letzten Äußerungen seien gültig. Wem diese nicht gefallen, könne sich an frühere Erklärungen halten. Die Abwesenheit jeglicher Tendenz zu Dogmatismus empfand ich einerseits als sehr begrüßenswert, andererseits ließ sie erkennen, daß Gandhi sich nie um eine Theorie oder eine Ideologie bemühte.

Meine Fragen über Gewaltlosigkeit im täglichen Leben betrafen zwar nicht allzu wichtige Fragen, doch in seinen Antworten fand ich viel Widersprüchliches. Ich erinnere noch einmal an die Ziegenmilch. Eine mich befriedigende Antwort hatte er mir nicht gegeben. Er habe nun einmal das Gelübde abgelegt, und Ziegenmilch sei für ihn der Ausweg aus einer Kalamität gewesen. Er verlange ja auch von niemandem, seinem Beispiel zu folgen. Er fördere, wie ich schon erwähnt habe, Rinderzucht.

Da ich gerade bei Rindern bin, ein weiteres Beispiel. Für die Versorgung der Mitarbeiter mit Milch wurden nicht weit von Gandhis Wohnsitz mit viel Liebe und Sorgsamkeit Kühe gehalten. Da kam eines Tages ein nicht lebensfähiges Kalb zur Welt. Es konnte nicht saugen und würde trotz aller Bemühungen qualvoll eingehen. Was war da zu tun? Nach Hindu-Tradition ist es eine schwere Sünde, eine Kuh und auch ein Kalb zu töten. Zum Entsetzen vieler frommer Hindus entschied Gandhi trotzdem, das Leben des armen Kalbes zu beenden und es so von seinen Qualen zu erlösen. Das sei auch eine Form der Gewaltlosigkeit, gehöre zu dem Begriff Ahimsa, wie er in den alten Schriften beschrieben ist.

In dem Gelände von Maganwadi entdeckte ich einmal eine ziemlich große Schlange. Ich hatte keine Ahnung, ob es eine giftige oder eine ganz harmlose war. Jedenfalls wollte ich „gewaltlos“ handeln, suchte mir eine lange Stange und beförderte die Schlange damit in ein benachbartes,

unbenütztes Grundstück. Als ich Gandhi mit etwas Stolz von diesem Fortschritt in meiner Entwicklung zu Gewaltlosigkeit erzählte, erschrak ich über seine Antwort. „Das war falsch“, sagte er, „denn eine Schlange kann einen Menschen töten, und der Mensch steht an erster Stelle“.

Ähnlich stand es mit der Imkerei. Ich erzählte ihm von meinen Erfahrungen mit Bienen und sagte, beim Herausnehmen der Waben und bei anderen notwendigen Handhabungen sei es unvermeidlich, einige zu zerquetschen oder zu verletzen. Das müsse man in Kauf nehmen, meinte er, denn Honig sei ein wichtiges Nahrungsmittel für den Menschen, und das sei entscheidend.

Mir wurde klar, daß er nichts von buchstäblicher Einhaltung von Ahimsa hielt, sondern seine Gewaltlosigkeit ein Teil seines tiefen Humanismus war. Er fühlte sich nicht durch wörtliche Auslegungen gebunden, sondern entschied entsprechend der konkreten Situation nach humanitären Gesichtspunkten. Entstanden dabei gewisse Widersprüchlichkeiten, so kümmerte ihn das nicht. Er fühlte sich auch nicht durch religiöse Traditionen gebunden. Wesentlich war für ihn das Leben und in erster Linie das menschliche Leben.

Er war offen gegenüber der Entwicklung und somit auch gegenüber Argumenten. Streitgespräche mit Andersdenkenden waren ihm ein Bedürfnis. Sie halfen ihm, so meinte er, die eigenen Gedankengänge zu überprüfen. So schrieb er einmal an Nehru: „Leiste mir immer Widerstand, wenn meine Vorschläge deinem Verstand oder deinem Herzen nicht zusagen. Wegen solchen Widerstandes werde ich dich keinesfalls weniger lieben“. Gegenmeinungen hörte er immer aufmerksam zu und ging auf sie ein, doch überzeugen ließ er sich nur schwer und nur durch triftige Argumente. Voraussetzung für solche Gespräche blieb immer Offenheit und Ehrlichkeit.

Ich habe bereits erwähnt, wie er während seiner Gespräche oft noch etwas anderes tat, Spinnen zum Beispiel. Trotzdem war er immer voll bei der Sache und beachtete jedes Wort. Man mußte selbst sorgfältig auf die eigene Wortwahl achten. Als ich mich einmal nicht ganz klar ausgedrückt hatte, sagte ich nach seiner Antwort, so hätte ich das nicht gemeint. „Dann hättest Du es nicht so sagen dürfen!“, meinte er. Die genaue Beachtung der Worte entsprach wohl seiner juristischen Schulung. Aus diesem Bereich verwendete er manchmal Worte oder Begriffe, die ich nicht kannte. So sagte er einmal zu Beginn eines Gespräches: „Nun kannst du losfeuern!“. Ich muß ziemlich dumm dreingeschaut haben, da mir völlig unklar war, was ich losfeuern sollte. Da erklärte er mir, es bedeute soviel wie „loslegen, mit meinen Ausführungen beginnen“.

Die genaue Beachtung seiner Worte vermittelte den Eindruck ständigen, genauen Überlegens und bei wichtigen Gesprächen eines Vorausdenkens. Wie ein Schachspieler die nächsten Züge des Gegners und

auch seine eigenen im Voraus überlegt, so schien mir, macht es Gandhi in bezug auf zu erwartende Antworten und Stellungnahmen. Schach oder andere Kurzweilspele hat er nicht gespielt, dazu war ihm die Zeit zu schade, und das Leben bot ihm interessantere Kurzweil!

Gandhi war Politiker, stand im politischen Leben, hielt jedoch nicht viel von Regierungspolitik. Sie sei korrupt und geeignet, jeden zu korrumpieren, da sie mit Macht verbunden ist. Er strebte nicht nach Macht, obwohl er sie leicht hätte haben können. Er scheute sie wie der Teufel das Weihwasser. Er war einer der wenigen Menschen, die Macht bewußt von sich wiesen. Sein Konzept des zukünftigen Indiens sah eine in gutem Sinne fast anarchische Struktur sich selbst verwaltender Dorfeinheiten vor, mit möglichst wenigen zentralen Machtorganen. Trotzdem sah er zumindest für die Übergangszeit vom britischen Kolonialregime zu wahrer Unabhängigkeit die Notwendigkeit einer zentralen Regierung, doch mit der wollte er nichts zu tun haben. Er wußte, daß andere gern Platz für ihn gemacht hätten und er sicher als erster Präsident Indiens vielen willkommen gewesen wäre. Das wollte er aus prinzipiellen Gründen nicht, und außerdem nahm die Entwicklung dann einen Verlauf, mit dem er nicht mehr einverstanden war.

Seine Vorstellung von einer wirklich guten Regierung war eigentlich utopisch. Sie müßte eng mit dem Volk verbunden sein. „Wenn die führenden Persönlichkeiten zum einfachen Volk gehören, so leben und so denken wie das Volk, dann wird das Volk gemeinsame Sache mit ihnen machen. Eine gute Regierung muß als erstes Anliegen das Wohl des Volkes im Auge haben. Eine Regierung, die Armut und Arbeitslosigkeit zuläßt, ist nicht wert, auch nur einen Tag zu überleben („not fit to survive even for a day“).“ Eine Regierung dürfe nicht dauernd intervenieren und diktieren, sondern solle ruhig, sachlich und effektiv für das Wohl des Volkes wirken.

Das war seine utopische Idealvorstellung. Wenn sie auch nicht unmittelbar zu verwirklichen ist, so bietet sie doch einen Maßstab, an dem das Erreichte gemessen werden kann. Es gibt ja den Satz: Strebe nach dem Unmöglichen, und du erhältst das Mögliche! Gandhi rechnete nicht damit, daß alle seine Zielstellungen Wirklichkeit werden können. Das wurde mir an einem ganz einfachen Beispiel klar:

Bekanntlich hatte Gandhi eine etwas ungewöhnliche Haltung zu sexuellen Fragen. Es ist hier nicht der Platz, darauf einzugehen, ob er durch Kindheitserlebnisse, durch Religionstraditionen oder wie auch immer dazu gekommen war, im Alter von 32 Jahren ein Gelübde abzulegen, nie wieder geschlechtliche Beziehungen zu haben, auch nicht mit seiner Frau. Die Hingabe an den Dienst an der Menschheit erfordere, alle Kraft dieser großen Aufgabe zu widmen, und dazu sei Enthaltensamkeit eine Voraussetzung. Da jedoch im Hinduismus ein Sohn für bestimmte religiöse Riten erforderlich ist, gestand er jedem Ehepaar

zu, einmal in ihrem gemeinsamen Leben für die Zeugung eines Sohnes Verkehr zu haben. Damit kam ich nicht klar. Ich sagte ihm, dann würde ja die Menschheit im Laufe der Zeit aussterben. Seine Antwort war: „Das wird doch sowieso nicht eingehalten.“

Was mir Bücher erzählten

Natürlich habe ich mich während meiner Arbeit bei Gandhi nicht auf Gespräche und Erlebnisse beschränkt. Um ihn und seine Lebensweise besser zu verstehen, habe ich sehr viel gelesen. Bücher von ihm und noch mehr über ihn. In Maganwadi gab es eine sehr umfangreiche Bibliothek. Von jedem Buch, in dem sein Name auch nur erwähnt wurde, und das waren sehr viele, erhielt er ein Belegexemplar. In seinen jüngeren Jahren hat er selbst viel gelesen, später hatte er auch dazu kaum noch Zeit, er konnte unmöglich all die Bücher lesen, die da ständig eintrafen. In Sewagram gab es keine für die Aufbewahrung von Büchern geeigneten Räume, so landeten sie in Maganwadi und standen dort interessierten Lesern zur Verfügung. Zu denen gehörte ich. Dabei kam mir ein Experiment zugute, das ich schon lange vorhatte. In meiner Schulzeit hatte ich ein Buch von zwei Frauen gelesen, die behaupteten, wenn man um sieben Uhr abends schlafen gehe, hätte man 20 Minuten nach 11 Uhr ausgeschlafen. Das wollte ich probieren. Wenn das stimmt, so sagte ich mir, müßte ich von ganz allein aufwachen, sobald ich genug geschlafen habe. Auf dem Dach schlafend, hatte ich gelernt, die Zeit in der Nacht von den Sternen abzulesen. Tatsächlich wachte ich allmählich immer früher auf. Bis ein Uhr früh habe ich es geschafft.

Ich stand dann leise auf, ging zu unserem Bade- und Waschraum, wusch mich und meine Sachen, und weil es so schön ruhig war und auch noch kühl, fielen mir oft Volkslieder ein, die ich dann vor mich hin sang. Man hielt die Lieder für heilige Gesänge, die Melodien waren ja dort unbekannt, und damit stieg mein Ansehen. Danach blieben mir einige stille Stunden zum Lesen in der Bücherei. Das ging wochenlang recht gut, doch als es heißer wurde und ich abends wegen der Wärme nicht so zeitig einschlafen konnte, schlief ich eines Tages während der Arbeitszeit ein. Das wollte ich nicht riskieren, und so gab ich das Experiment auf. Ich las dann am Abend. Tagsüber stiegen die Temperaturen bis auf 48 Grad, da dauerte es eine Weile, bis es etwas kühler wurde.

Auf dem Dach konnten wir nicht mehr schlafen. Die aufgeheizten Ziegel strahlten in der Nacht unerträgliche Wärme aus. Ich suchte mir den erträglichsten Platz, eine ausgetrocknete Wiese, nicht weit von einem Brunnen. Dorthin verzog ich mich am Abend mit meiner Grasmatte, Laterne, Buch und Gießkanne. Alle paar Minuten sprengte ich die ausgerollte Matte und die Umgebung, um den Boden wenigstens etwas abzukühlen. Mich selbst, nur mit einer kurzen Unterhose angetan, machte ich auch naß und legte mich so auf die feuchte Matte. Wenn das

Wasser verdunstet war, wurde es wieder heiß, und ich wiederholte den Vorgang.

Das Lesen hat mir geholfen, mehr und besser zu verstehen, deshalb verwende ich auch hier manches aus dieser Quelle. Was die letzten Jahre Gandhis betrifft, beziehe ich mich natürlich auf später erschienene Lektüre.

Über seine Widersprüchlichkeiten fragte ich Gandhi immer wieder, sie störten mich und auch andere. Besonders, wenn sie mit wichtigen politischen Entscheidungen zusammenhingen oder seine grundlegenden Anschauungen betrafen. Es dauerte lange, bis ich verstand, daß er eben nicht an irgendeiner Ideologie bastelte, sondern einfach das Sehnen des Volkes nach Freiheit und nach einem besseren Leben widerspiegelte. „Er stand vor Indiens verzweifelten Millionen ...“ – so drückte es Indiens großer Dichter Rabindranath Tagore einmal aus – „... als einer von ihnen, gekleidet wie sie und ihre Sprache sprechend“. Und so spiegelten sich in ihm die widerspruchsvollen Verhältnisse und Traditionen der verschiedenen Schichten und Gruppierungen, einschließlich der Unzulänglichkeiten und Unvollkommenheiten, die vor allem dem bäuerlichen Denken eigen waren.

Als ich damals Nehrus Autobiographie las, leuchtete mir seine Beschreibung Gandhis ein: „Er stellt die Masse der Bauern Indiens dar, er ist die Quintessenz des bewußten und unbewußten Willens jener Millionen; vielleicht mehr als das – nämlich die idealisierte Verkörperung jener vielen Millionen. Natürlich ist er nicht der Durchschnittsbauer. Ein Mann von schärfstem Intellekt, feinfühlig und von gutem Geschmack, weitem Gesichtskreis, sehr menschlich und doch im wesentlichen der Asket, der seine Leidenschaften und Gefühle unterdrückt, sie in geistige Kanäle leitet, eine ungeheure Persönlichkeit, die das Volk anzieht wie ein Magnet und nach wilder Ergebenheit und Anhänglichkeit ruft – alles das entspricht nicht der Wesensart eines Bauern und geht weit darüber hinaus. Und trotzdem ist Gandhi zugleich der große Bauer, mit bäuerlichen Ansichten und mit der Blindheit eines Bauern in ganz bestimmten Lebensaspekten. Aber Indien ist das Land der Bauern, und so kennt er es gut, verspürt seine geringsten Erschütterungen, schätzt seine Lage genau und fast instinktmäßig ein und besitzt ein ausgesprochenes Talent, im psychologisch richtigen Moment zu handeln.“

Diese Sätze Nehrus haben mir geholfen, Gandhi besser zu verstehen und mich noch eingehender mit einigen seiner Eigenheiten zu beschäftigen.

Religion

Immer wieder werde ich gefragt, wie stark Gandhi religiös gebunden und motiviert war. Der junge Gandhi war sich viele Jahre nicht im klaren, welcher Religion er sich zuwenden sollte. Weder der Hinduismus, in den

er hineingeboren worden war, noch das Christentum, noch der Atheismus entsprachen voll seinen Vorstellungen. Er suchte nach einem Glauben, der seinen Anschauungen entsprach. Keinesfalls wurde sein Handeln durch eine bestimmte Religion determiniert. Nach einer Zeit des Schwankens und des Zweifels kam er zu der Schlußfolgerung, eigentlich sei in jeder Religion von dem jeweiligen Standpunkt Richtiges enthalten. Also sei es das Beste, aus jeder Religion das Richtige – das ihm als richtig Erscheinende – zu entnehmen. So hat er sich nie der Disziplin einer Religion unterworfen, sondern traf, nach gründlicher Überlegung, seine eigenen, manchmal durchaus unbequemen Entscheidungen. Religiös im Sinne des Befolgens einer Glaubenslehre war er also nicht, er hielt auch nichts von Meditation, oder einem Sich-Zurückziehen von weltlichen Dingen, doch sah er keine Notwendigkeit, die Religion, in die man hineingeboren ist, aufzugeben.

Gott war für ihn Wahrheit bzw. Wahrheit war für ihn Gott. Von geistigen Studien oder Spekulationen über ein Leben nach dem Tode hielt er wenig. Das wirkliche Leben müsse in der den Menschen umgebenden Welt gelebt werden. Religion war für ihn ein Mittel, die Menschen zu praktischer Arbeit anzuregen. Er entnahm dementsprechend das, was ihm nützlich erschien. Dazu gehörten Gelübde.

Seine Familie zählte zu den Anhängern des Hinduismus, stand jedoch in ihrem Denken und ihren Lebensgewohnheiten dem Jainismus nahe, eine dem Hinduismus verwandte indische Religionsrichtung mit stark asketischen Zügen und einer Reihe anderer Besonderheiten, zum Beispiel dem Prinzip der Vielseitigkeit der Wahrheit („Was von einem Standpunkt wahr erscheint, kann von einem anderen Standpunkt nicht wahr sein.“) und der Lösung von allen egoistischen Gedanken. Zur Einschränkung irdischer Aktivität dienen im Jainismus Gelübde. Gandhi betrachtete sie als Mittel zur Selbstbeherrschung und Selbstkontrolle.

Als Dauergelübde galten für Gandhi: Wahrheit, Gewaltlosigkeit, Keuschheit, Besitzlosigkeit, Nicht-Stehlen und Kontrolle des Gaumens. Das letzte hatte Gandhi aus eigenen Überlegungen hinzugefügt.

Darüber hinaus konnten jederzeit weitere Gelübde abgelegt werden. Ehe er zum Studium nach England fuhr, verlangte seine Mutter drei Gelübde von ihm: kein Fleisch essen, keinen Alkohol trinken und sich mit keiner Frau einlassen. In seiner Autobiographie „Meine Experimente mit der Wahrheit“ schreibt er, daß die Töchter seiner Wirtin ihn beinahe in Versuchung geführt hätten, doch sein Gelübde ließ ihn fest bleiben.

Von Frauen hatte er eine sehr hohe Meinung. Ihre Beteiligung an der Befreiungsbewegung ließ ihn sagen: „Frauen haben eine größere moralische Kraft als Männer. Ihre Opferbereitschaft ist größer, sie halten mehr aus, sie haben mehr Mut.“ Er bewunderte nicht nur ihre Geduld und ihren Fleiß, sondern glaubte, daß sie zur Vollbringung außerordent-

licher Leistungen im öffentlichen Leben in der Lage seien. Er scheute sich auch nicht, mit Gruppen von „gefallenen Schwestern“ zusammenzukommen und mit ihnen über Mittel und Wege zu beraten, wie er ihnen zu einem besseren, würdigeren Leben verhelfen könnte. Für ihn gehörten sie zu den Ausgebeuteten, Benachteiligten, also zu denen, die seiner Hilfe bedurften.

Ich habe schon von der Unberührbarkeit geschrieben, die er als eine „Sünde des Hinduismus“ betrachtete und die man bekämpfen muß. Jede Benachteiligung bestimmter Bevölkerungsgruppen betrachtete er als Sünde der sie Unterdrückenden und Ausbeutenden. Da er an das Gute in jedem Menschen glaubte, versuchte er Letztere zur Abkehr von ihrem falschen Tun zu bewegen. Durch den Appell an das sittliche Gefühl und die moralische Pflicht der Reichen hoffte er, diese zu Treuhändern ihres Reichtums machen zu können, damit sie ihn zum Wohle des Volkes verwalten. Trotz ihres Wohlstandes sollten sie aus ihrer Besitzlust und Gewinnsucht herauswachsen. Das war seine Hoffnung, aber, so sagte er: „Wenn sie das nicht tun, dann werden wir ihren Besitz durch den Staat wegnehmen müssen ... mit oder ohne Entschädigung, je nach dem wie der Fall liegt“.

Sein erster Appell ging also an die Unterdrücker und nicht an die Unterdrückten, sich zu befreien, außer wenn es um die nationale Befreiung ging. Doch auch dann war sein Ziel, den Kolonialherren ihr unrechtes Verhalten klar zu machen.

Gandhis Haltung zu ökonomischen Fragen

Die Maschinenindustrie machte Gandhi große Sorgen, obwohl er einsah, daß man nicht ganz auf Maschinen verzichten könne. Die Großindustrie bringe ein ökonomisches System mit sich, das er nicht verstehen könne. Den Kapitalismus lehnte er aus moralischen und ethischen Gründen ab. Ihm war klar, daß die Armen unterdrückt werden und für sie etwas getan werden müsse. Er sah die hungrigen und nackten Millionen, und sein Ziel war als erstes, die Arbeitsbedingungen zu verbessern, indem die Industrieherrn dazu veranlaßt werden, nicht um der Profite willen, sondern für das Wohl der Menschen zu produzieren. Nicht Gewinnsucht, sondern Menschenliebe sollte das Motiv sein. Wie das mit seiner Treuhandidee effektiv zu erreichen ist, darüber hat er sich nicht sehr klar ausgedrückt. Das gilt überhaupt für Fragen der politischen Ökonomie, die auch nicht sein besonderes Fachgebiet waren. Das hat er in Gesprächen mit mir offen zugegeben.

1924 hatte er einmal gesagt, er glaube, gewisse Fabriken müßten nationalisiert oder unter Kontrolle des Staates gestellt werden. 1947, also kurz vor Erringung der Unabhängigkeit, sprach er davon, daß niemand besondere Rechte beanspruchen könne, weder Großgrundbesitzer noch Kapitalisten. Rechte, die nicht aus gut erfüllter Pflicht

entstanden sind, seien nichts wert. Wenn das beachtet wird, könnten die glücklichsten Beziehungen in allen Lebensbereichen hergestellt und jedwede Störung des Lebens und der Wirtschaft vermieden werden. In einem freien Indien dürfe es keine Habenichtse, keine Arbeitslosigkeit und keine Ungleichheiten geben. In der Landwirtschaft, so meinte er, müsse man zur Erreichung höherer Erträge zur genossenschaftlichen Bewirtschaftung übergehen. Es sei doch klar, daß es viel besser ist, wenn hundert Familien in einem Dorf ihr Land gemeinsam bearbeiten und das Einkommen teilen, als wenn sie das Land irgendwie in hundert Stücke aufteilen. Das treffe auch auf die Viehhaltung zu. In einem kollektiven System werde man vom Halten des Viehs im eigenen Haus endlich abkommen. Dadurch wird die Luft verdorben und die Umgebung verschmutzt. „Mein Zweck“, so sagte er, „ist zunächst, die große Überlegenheit kollektiver Viehhaltung über individuelle Bemühungen zu zeigen. Der Einzelne kann seine Unabhängigkeit nur durch Zusammenarbeit sichern. Genossenschaftliche Landwirtschaft wird das Gesicht der Landwirtschaft verändern und mit der Armut Schluß machen.“

In der zukünftigen gewaltlosen Gesellschaft wird das Land dem Staat gehören. In den Dörfern werden intelligente Menschen wohnen. Sie werden nicht wie Tiere in Schmutz und Dunkelheit leben. Es wird weder Pest noch Cholera, noch Pocken geben, niemand wird arbeitslos sein, und niemand wird sich in Luxus wälzen... Die zukünftige Gesellschaftsordnung Indiens liegt jenseits meiner Fassungskraft, aber sie wird unendlich besser sein, als irgendetwas, was wir jetzt haben.“

Sicher ein utopisch-idealistisches Gedankengut, und doch zukunftsweisend!

Als ich damals solche und ähnliche Ausführungen hörte und las und mit der damaligen wirtschaftlichen Misere verglich, schien mir unsere Aktivität wenig wirksam. Zu der Zeit hatte Gandhi noch nicht von Genossenschaften gesprochen, aber ich glaubte, durch genossenschaftliche Organisation könnte und müßte man mehr erreichen. Ich sprach mit ihm darüber, und er hörte mich geduldig an, wollte aber zunächst nicht in der Richtung arbeiten. Wenn ich jedoch glaubte, damit mehr erreichen zu können, sollte ich das versuchen. Wenn sich meine Arbeit in dieser Richtung als erfolgreich erweisen sollte, werde er gern etwa Versäumtes nachholen.

Ob seine spätere, sehr positive Meinung zum Genossenschaftswesen durch meine Diskussion beeinflusst worden ist, bezweifle ich. Sicher hat er, ebenso wie ich, entsprechende erfolgreiche Versuche in verschiedenen Teilen Indiens verfolgt und sich durch solche Fakten überzeugen lassen. Meine neue Arbeitsstelle innerhalb einer Gruppe von englischen Quäkern war nicht allzuweit von Wardha entfernt. Es war ein Eisenbahnknotenpunkt, durch den Gandhi öfter kam und wo er oft einige Stunden Aufenthalt hatte. Er schickte dann seinen Sekretär, mich zu

rufen. Als ich zu Beginn des Krieges interniert wurde und solange meine Frau noch dort wohnte, ließ er sie rufen und freute sich, wenn sie unseren ersten, kleinen Sohn mitbrachte.

Humanismus

Gleich nach Ausbruch des Krieges hatte er ihr eine Karte geschrieben, in der er ihr anbot, sich an ihn zu wenden, wenn sie etwas brauche und seine Wohnstätte auch als ihr Heim zu betrachten. Ein Beispiel seines tiefen Humanismus und seiner väterlichen Fürsorge.

Es gab Eltern, die ihre Töchter gern eine zeitlang bei Gandhi leben und arbeiten ließen. Als eine von ihnen eine ernste Mandelentzündung hatte und operiert werden mußte, ging er mit zur Operation ins Krankenhaus und bestand trotz seiner dringenden Arbeit darauf, bei ihr zu bleiben, bis sie aus der Narkose erwachte und er sicher sein konnte, daß alles in Ordnung war.

Ein anderes, fast lustiges Beispiel seiner väterlichen Humanität: Ein „Harijan“-Junge, den er in seinen unmittelbaren Kreis aufgenommen hatte, neckte ein Mädchen, das gerade beim Kochen half, bis es dieser zuviel wurde und sie ihm mit einem großen Holzlöffel einen Schlag versetzte. Nun rannten beide zu Gandhi, um sich bei ihm zu beklagen. Sein Urteil war, er werde solange fasten, bis sie sich wieder vertragen. Nach zehn Minuten erschienen beide. Er möge bitte nicht fasten, sie vertragen sich wieder. Das war nicht nur eine väterliche Geste, sondern auch eine wirksame Erziehungsmaßnahme.

Auf Erziehung und Bildung legte er großen Wert. Er befürwortete eine eng mit handwerklicher und landwirtschaftlicher Tätigkeit verbundene Schulbildung, die die Kinder nicht dem Dorf entfremdet, sondern sie befähigt, im Dorf im Sinne des vorstehend beschriebenen Ideals zu wirken. Von mechanischem „Pauken“ hielt er nichts, das zerstöre den Wunsch und die Fähigkeit zu Schöpfung. Jahrelanges Auswendiglernen ermüde den Geist und erziehe zu Unterwürfigkeit. Wahre Bildung dürfe keinesfalls zur Verachtung körperlicher Arbeit führen, auch der niedrigsten nicht. Auch sie sei eine Sache der Ehre. Arbeit mache das Leben erst lebenswert. Leben ohne Arbeit sei nutzlos und wertlos. Gandhi verlangte von jedem, selbst zu arbeiten und jedwede Arbeit zu achten.

Ein aus reichem Hause stammender, gebildeter, junger Inder gab plötzlich seinen Reichtum auf, kleidete sich mit einem von einem dicken Strick gehaltenen, schmalen Schurz, lebte von rohem Vollmehl, den bitteren Blättern des Neem-Baumes und Wasser. Obwohl er mehrere Sprachen beherrschte, hatte er ein Gelübde abgelegt, mit niemandem zu sprechen, außer mit Gandhi und mit Rabindranath Tagore. Das wollte er zwölf Jahre lang einhalten. Nun war er bei Gandhi gelandet und wohnte in demselben „Dharamsala“, in dem ich anfangs untergebracht war. Die

meiste Zeit meditierte er. Ganz geduldig brachte ihn Gandhi dazu, zuerst seine unzureichende Diät etwas zu erweitern. Dann erklärte er ihm, wie unsinnig es sei, das Leben ohne Arbeit und ohne Dienst an der Menschheit zu verbringen. Einen religiösen Sinn könne er darin schon gar nicht sehen. Als erste Arbeit brachte er ihn zum Handspinnen. Schließlich schickte er ihn in ein Dorf, um dort die Kinder zu unterrichten und Sozialarbeit zu leisten. Bansali, so hieß der Mann, ging dorthin, setzte sich unter einen Baum außerhalb des Dorfes und blieb, bis die Dorfbewohner kamen und ihn fragten, was er dort wolle. So kam er mit ihnen ins Gespräch, gab ihnen gute Ratschläge, gewann ihr Vertrauen und wirkte jahrelang in diesem Dorf.

Seine Stellung zum Dorf

Damit sind wir wieder bei der Sache, die Gandhi so sehr am Herzen lag. Für die Dörfer verlangte er ökonomische Gleichheit. Das sei der Meisterschlüssel zu gewaltloser Unabhängigkeit. Dieser Gedanke kehrte bei ihm immer wieder und führte zu recht radikalen Forderungen. „Ich will“, so sagte er 1946 einem amerikanischen Journalisten, „daß die Bauern das Land der Großgrundbesitzer in tatsächlichen Besitz nehmen.“ Auf die Frage, wie er von den Großgrundbesitzern eine Zusammenarbeit in einer solchen Politik erwarten könne, antwortete er mit sarkastischem Humor: „Vielleicht, indem sie weglaufen.“

Wenn ich heute an diese Zielstellungen in Gandhis Vorstellungen denke, dann wird mir immer deutlicher, wie tief seine Enttäuschung am Ende seines Lebens gewesen sein muß. Klar ersieht man, daß er mit derartigen Ideen das Sehnen der Bauern zum Ausdruck brachte. Der Widerhall unter den Bauern trug zur Aktivierung der großen Befreiungsbewegung bei und stärkte seine Rolle als Führer der Masse, die ihn zum Führer machte. Er verkörperte den unterschweligen Geist der Revolte der Massen. Er erfaßte ihn und wandelte ihn in bare politische Münze um. So wurde er groß, weil er den Geist seiner Zeit repräsentierte. Und nicht nur das, sondern er repräsentierte die Sehnsucht nach einer Zukunft, wie sie in der von Gandhi vorgetragenen Form auch den einfachsten Bauern verständlich war.

Der Salzmarsch

Und doch war er kein Träumer. Er nannte sich einen praktischen Idealisten. Seine Visionen spornten ihn und die Massen zu Taten an. Immer wieder fand er den Punkt, mit dem er Menschen in Bewegung setzen konnte. Das beste Beispiel war wohl der berühmte Salzmarsch. Beschlossen war eine Kampagne des zivilen Ungehorsams, des Brechens von Gesetzen. Aber welche? Alle zu brechen würde zu Chaos führen, man mußte sich beschränken, mußte Gesetze herausfinden, deren Brechen nicht alles durcheinander bringen und trotzdem Massen

auf die Beine bringen würde. Die Regierung sollte ja von der Stärke der Bewegung beeindruckt werden. Lange dachte Gandhi darüber nach. Bis ihm seine innere Stimme sagte: das Salzmonopol!

Es handelte sich dabei um ein Gesetz, das verbot, Salz aus dem Meer oder von Steinsalzvorkommen in den Bergen zu gewinnen und dem Verbrauch zuzuführen. Die Salzgewinnung behielt sich die Regierung vor und konnte so eine für die Einzelmenge zwar geringe, aber insgesamt doch beträchtliche indirekte Steuer erheben. Wegen der für den einzelnen Verbraucher verhältnismäßig geringen Abgabe glaubten Gandhis Freunde, unter ihnen auch Nehru, nicht an die Wirksamkeit einer solchen Maßnahme. Aber sie täuschten sich. Die Menschen schienen fast auf eine derartige Möglichkeit gewartet zu haben. Wenn es den Einzelnen auch nur in geringem Maße betraf, so betraf es doch jeden Einzelnen im ganzen Land.

Gandhi rief dazu auf, dieses Gesetz zu brechen. Er wollte dabei vorgehen und legte auch gleich den Beginn der Aktion fest. Am 12. März 1930 begann er mit einigen seiner Getreuen den Marsch zum Meer, um dort Salz zu gewinnen. Täglich legte er etwa 15 Kilometer zurück. In allen Dörfern und Orten, durch die der Marsch führte, sprach er über das Ziel der Bewegung. Immer mehr Menschen schlossen sich an. Nach ungefähr 400 Kilometern erreichten sie am 5. April 1930 Dandi, einen Ort am Meer, und begannen dort, Salzablagerungen zu bergen.

Gandhis Ziel war, selbst verhaftet zu werden. Das geschah auch, zusammen mit einer ganzen Gruppe. Kaum war das geschehen, kam schon die nächste Gruppe, und immer neue folgten. Eine ungeheure Bewegung entstand, an der auch viele Frauen teilnahmen. Es kam zu Massenunruhen, zu Streiks und dem Schließen von Geschäften. Zu Tausenden zogen die Menschen in ganz Indien zu Salzlagerstätten und zu Salz verarbeitenden Betrieben. Die Gefängnisse waren überfüllt. Immer brutaler ging die Polizei gegen die Leute vor. Mit eisenbeschlagenen Bambusstöcken schlug sie auf die Wehrlosen ein. Die Armee, Kanonen, Panzer und Flugzeuge wurden eingesetzt. Ungeahnte Kräfte entwickelten sich in gewaltlosem Kampf gegen das Salz-Gesetz.

Gandhis letzte Jahre

In all den Kämpfen dieser Jahre blieb immer das Bild des zukünftigen freien Indien vor Gandhis Augen, und er stellte diese Vision vor die ganze Bevölkerung. Ein friedliches, gewaltloses Land sollte es werden, mit einer guten Regierung. Ein Beispiel für die ganze Welt. Und damit erlebte er seine herbstlichen Enttäuschungen.

Ein einiges Indien sollte es werden, mit einer eigenen ‚lingua franca‘, dem Hindustani, das sich auf die verbreitetsten Sprachen Hindi und Urdu stützte und in allen Schulen Indiens gelehrt werden sollte. Gandhi hatte auch dafür eine besondere Organisation geschaffen, die „Hindustani

Talimi Sangh“, eine Vereinigung zur Förderung des Hindustani.

Doch schon vor der Unabhängigkeit zeigten sich Schwierigkeiten. Die meisten südindischen Sprachgruppen erwiesen sich nicht bereit, eine ihnen fremde Sprache als ‚lingua franca‘ für ganz Indien anzuerkennen. Auch die Anhänger des Islam waren nicht willens, sich der Idee einer einheitlichen Sprache zu fügen, obwohl Gandhi vorgesehen hatte, ihre dem Persischen entstammende Schrift ebenfalls anzuerkennen. Die Muslime forderten im Gegenteil einen eigenen Staat, einen separaten, islamischen Staat. Die englischen Kolonialherren hatten nach dem Grundsatz „teile und herrsche“ schon immer den Religionsunterschied zur Anstachelung von gewaltsamen Auseinandersetzungen benützt. Auch die Spaltung Indiens war nach ihrem Geschmack, und sicher fürchteten auch muslimische Geschäftsleute die Konkurrenz der stärkeren Hindu-Monopole und verlangten deshalb ein separates Land, in dem sie das Sagen haben würden.

In den Verhandlungen um die Unabhängigkeit wurde schließlich die Bildung Pakistans zur Bedingung. Gandhi wehrte sich dagegen, er ahnte die schlimmen Folgen, die die Teilung Indiens nach religiösen Gesichtspunkten bringen würde. Ihm wäre eine Verzögerung der Unabhängigkeit lieber gewesen, weil er überzeugt war, daß sie auf jeden Fall errungen werden konnte. Doch andere führende Persönlichkeiten, einschließlich Nehru, hielten es für besser, die Gunst der Stunde zu nützen. Mit einem gleichzeitig unabhängig werdenden Pakistan müsse man sich zunächst einmal abfinden. Es gab sogar Stimmen, daß man mit Pakistan schon fertig werden würde, notfalls mit Gewalt. Gandhi war nicht bereit, sich einer solchen Entwicklung zu fügen. Er wurde zum Stein des Anstoßes.

Am 15. August 1947, dem Tag der Unabhängigkeit beider Staaten, nahm Gandhi an den Feierlichkeiten nicht teil. Für ihn war es ein Trauertag. Als er um wenigstens eine Botschaft gebeten wurde, weil es schlecht wäre, wenn er auch das verweigere, sagte er, der sein Leben der Freiheit Indiens gewidmet hatte: „Es gibt keine Botschaft – wenn das schlecht ist, dann ist es eben so“.

Wie er befürchtet hatte, führte die Teilung zu massenhaften Völkerwanderungen, denn auf beiden Seiten der neuen Grenze wohnten gemischte Bevölkerungsgruppen, und nun begann die Verfolgung der Minderheiten. Hindus flohen nach Indien und viele Muslime aus Indien nach Pakistan. Dabei kam es auf beiden Seiten zu entsetzlichen Gewalttätigkeiten. Gandhi begab sich mit dem Motto „do or die“ (handle oder sterbe) in die betroffenen Gebiete, um durch seine Gegenwart, den Einsatz seines Lebens, das Schlimmste zu verhüten. Örtlich gelang es ihm, durch lange Fasten die sich Bekämpfenden einigermaßen zu beruhigen.

Er setzte noch einmal seine ganze Kraft ein, verlangte, daß in Indien

auch Muslime sich völlig sicher fühlen müßten, und erklärte sich bereit, umgekehrt in Pakistan für die Sicherheit der dort noch verbliebenen Hindus zu wirken, doch dazu kam es nicht mehr. In Delhi, wohin der Flüchtlingsstrom aus Pakistan sich zunächst wandte, setzte sich Gandhi für deren Unterbringung ein.

Er litt furchtbar unter den Grausamkeiten, deren Zeuge er wurde. In seinem Herzen sei nichts als qualvoller Schmerz, sagte er. Alle seine Hoffnungen zerrannen in nichts. „Was für eine Sünde muß ich begangen haben,“ klagte er, „daß Gott mich am Leben läßt, Zeuge all dieser Verbrechen zu sein ... Ich würde lieber diesen Körper verlassen ... Mein Wunsch, 125 Jahre zu leben, ist völlig verschwunden im Ergebnis dieses fortgesetzten Brudermords.“

Tragischer als sein bald danach erlittener, gewaltsamer Tod muß diese Zeit bitterster Enttäuschungen und seelischer Qualen für ihn gewesen sein. Sein ganzes Lebenswerk schien umsonst. Nicht nur seine Bemühungen um die Hindu-Muslim-Einheit waren zusammengebrochen, sondern seine ganzen Vorstellungen von einem zukünftigen, friedlichen Indien lagen in Trümmern.

Zudem sah er seinen Einfluß schwinden. Am 15. Juni, zwei Monate vor der Erklärung der Unabhängigkeit, sagte er, er würde den Aufstand gegen die Teilung Indiens ausrufen, wenn er die Kraft hätte, die Regierung zu übernehmen, aber er habe sie nicht. „Es gab eine Zeit, als die Massen jedem meiner Worte Folge leisteten“, sagte er traurig. „Ich weiß, daß ich heute vielen ein Ärgernis bin. Was mich stört, ist, daß man nicht aufrichtig ist. Man sollte mir offen sagen, daß ich alt geworden bin, daß ich niemandem mehr nütze und daß ich nicht im Wege stehen sollte. Wenn sie mich so von sich weisen, würde mir das nicht weh tun.“ Er konnte nur noch einen ziemlich aussichtslosen Kampf zur Milderung des sinnlosen gegenseitigen Mordens führen.

Würde er heute noch leben, wäre seine Verzweiflung sicher noch größer. Er hätte dann gerade 125 Jahre erreicht. Noch immer toben in Indien gewaltsame Auseinandersetzungen zwischen Religionsgemeinschaften. Indira Gandhi, und nach ihr ihr Sohn Rajiv, wurden ermordet, und täglich berichten die Medien von neuen Toten.

Und nicht nur Indien würde ihn zum Weinen bringen, wie ihn eine Schülerin während des Golfkrieges über den Schlachtfeldern schwebend zeichnete. Obwohl Indien sein unmittelbares Wirkungsfeld war, dachte er auch immer im Weltmaßstab. Die zunehmende Gewalt in fast allen Ländern und das blühende Geschäft mit Waffen würden ihn verzweifeln lassen. Er würde vielleicht wiederholen, was er vor seinem Aufbruch zu einem von den Auseinandersetzungen zwischen Hindus und Moslems besonders hart betroffenen Gebiet in bitterster Enttäuschung über den scheinbar nicht aufzuhaltenden Brudermord sagte: „... Wahrheit und Ahimsa, auf die ich schwöre und die mich meines

Wissens 60 Jahre aufrecht erhalten haben, scheinen nicht die Eigenschaften zu zeigen, die ich ihnen zugeschrieben habe.“

Wie furchtbar muß seine innere Verzweiflung gewesen sein, den bisherigen Weg zu seinen hohen Zielen in Frage zu stellen. An anderer Stelle äußerte er, es gebe wahrscheinlich in seiner Technik des gewaltlosen Widerstandes Fehler. Er war also bereit, im Interesse der Zielstellung seine eigene Leistung kritisch zu betrachten und nach noch besseren, wirksameren Methoden zu suchen.

Das war seine Schlußfolgerung. Die Fehler zu suchen, blieb ihm keine Zeit. Unsere Aufgabe ist es, in seinem Sinne zu suchen und weiter zu denken, auch aus seinen etwaigen Fehlern zu lernen, nach neuen Wegen zu suchen, gewaltlos gegen Gewalt vorzugehen. Er hat kein Rezept hinterlassen, keine Theorie, keine Lehre, nur die Forderung, seinen Kampf fortzusetzen, mit wirksameren Methoden, die wir suchen und finden müssen. Er wollte, daß alles, was er geschrieben hat, mit seinem Körper verbrannt wird, damit niemand versuchen kann, daraus eine „Heilige Schrift“ als Grundlage für eine Sekte zu machen. Er wollte keine Jünger.

„Ich bitte niemanden, mir nachzufolgen. Jeder muß seiner eigenen, inneren Stimme folgen, keinesfalls sollte man anderen wie ein Schaf nachlaufen.“ Die innere Stimme war für ihn das Diktat der Vernunft, dem man Folge leisten müsse.

Gandhi sah voraus, was auf die Menschheit zukommen würde, ebenso wie er seinen gewaltsamen Tod ahnte. Verschiedentlich wurde seine Beseitigung angedroht. Er hatte auch keine Lust mehr, am Leben zu bleiben. „Wenn ich durch die Kugel eines Verrückten sterben muß, dann muß ich es mit einem Lächeln tun.“ Das sagte er zwei Tage vor seiner Ermordung. Er rezitierte dazu aus einem Urdu-Gedicht: „Der Frühling des Gartens der Welt dauert nur wenige Tage, betrachte seine Schönheit während dieser Tage.“ Welche Wehmut klingt aus diesen Zeilen. Er fühlte um sich nur Dunkel und Elend.

Und doch barg der Tod keinen Schrecken für ihn, im Gegenteil:

„Der Tod wäre für mich eine herrliche Befreiung, statt hilfloser Zeuge der Zerstörung Indiens zu sein... Dem Menschen ist zu raten zu lernen, den Tod ebenso wie das Leben zu lieben. Das Leben wird nur in dem Maße lebenswert, wie der Tod als Freund behandelt wird, niemals als Feind.

Schließlich müssen alle Menschen sterben. Wer geboren wurde, kann dem Tod nicht entfliehen. Warum sollten wir uns davor fürchten oder darüber traurig sein? Ich glaube, der Tod ist ein Freund, dem wir dankbar sein sollten, denn er befreit uns von vielerlei Übel, die uns zufallen.“

Wenige Stunden, ehe er von Mörderhand am 30. Januar 1948 umgebracht wurde, sagte er: „Bringt mir meine wichtigen Briefe. Ich muß sie

heute beantworten, denn morgen bin ich vielleicht nicht mehr“.

Gandhi heute?

Wenn er für uns relevant sein soll, dürfen wir nicht nach seiner Lehre suchen, auch nicht aus seinem Leben ein Dogma ableiten, sondern wir sollten aus seinem Leben, seinen Erfahrungen, auch aus seinen Fehlschlägen und Mißerfolgen zu lernen versuchen.

Als er einmal nach einer „Botschaft“ gefragt wurde, sagte er nur: „Mein Leben ist meine Botschaft“. Das hinterließ er uns. Es gilt, sein Suchen nach gewaltfreien Lösungen der Menschheitsprobleme fortzusetzen unter unseren Bedingungen, die sich von den zu seiner Zeit bestehenden natürlich wesentlich unterscheiden. Es gilt nachzudenken und wo nötig umzudenken.

Gandhis Methoden waren, wie wir gesehen haben, nicht immer erfolgreich, doch seine Zielstellung ist heute noch wichtiger als damals, denn heute ist die Gefahr des Untergangs der Menschheit eine mögliche Realität. Es toben Kriege, immer raffiniertere und gefährlichere Waffen werden produziert. Millionen hungern, Kinder verhungern, während anderenorts Menschen an Übergewicht leiden und die Produktion von Nahrungsmitteln eingeschränkt wird. Mehr als nötig zu essen und zu verbrauchen, bezeichnete Gandhi als Diebstahl.

Mit seinem Leben gab er das Beispiel, nicht nur von hohen Zielen zu reden, sondern ganz konkret in nächster Umgebung an deren Umsetzung zu gehen. Er betonte die Bedeutung von Kleinarbeit. Konzentration auf kleine Aufgaben führe zu großen Resultaten. Eine solche Arbeitsweise, so meinte er, erfordert, aber entwickelt auch eine ungeheure Energie. Heute sind Veränderungen kleinen und großen Ausmaßes meines Erachtens dringend erforderlich, wenn das Treiben in eine Katastrophe noch verhindert werden soll.

Man versucht gegenwärtig, die Menschheit wieder daran zu gewöhnen, daß Kriege geführt werden, daß militärische Maßnahmen notwendig seien, daß Menschenleben in anderen als dem eigenen Lande gar nicht so bedeutsam sind und daß Gewalt im täglichen Leben „alltäglich“ ist.

Unter solchen Umständen genügt es wohl auch nicht zu überlegen, was Gandhi heute tun würde. Wir müssen selbst nachdenken, nicht etwa Gandhi und andere gute Beispiele nur nachzuahmen versuchen oder gar sie zu unnachahmbaren Heiligen erklären, mit denen man sich nicht messen könne.

Gandhi warnte davor: „Es ist nicht gut, ein Individuum zu verehren. Ihr sollt nicht meine Verehrer werden. Strebt nach Wahrheit und Gewaltlosigkeit. Wenn wir jemandes Ideen annehmen, sie zwar intellektuell aufnehmen, aber nicht emotionell, und sie nicht in Taten umsetzen, so ergibt sich eine Art Verdauungsstörung, und unverdaute Ideen sind

viel schlimmer als unverdaute Nahrung ... Ihr werdet vor Problemen stehen, die ein neues Herangehen fordern.“

Kürzlich las ich in einer indischen Zeitung, daß einige rechtsextreme Hindus den Mord und den Mörder feierten. Wie furchtbar, daß der „Vater der Nation“ in seinem eigenen Land so geschändet werden kann. Anbetung der Gewalt, überall auf unserer Erde.

Umso notwendiger ist es heute, der Gewalt Gewaltlosigkeit entgegenzusetzen, nachzudenken, wie das geschehen kann und danach zu handeln – jeder dort, wo und wie er steht, nach dem Gebot seines Gewissens, seiner inneren Stimme, der eine so, der andere auf seine Weise. Nachdenken, weiterdenken, sich fragen: Was kann, was muß ich tun? Patentlösungen gibt es nicht, auch bei Gandhi nicht. Wir werden verschiedene Wege ausprobieren müssen, werden sicher manchen Mißerfolg hinnehmen müssen, werden uns vielleicht manchmal nicht gleich verstehen oder auch streiten, doch eines einigt uns: der Wille, im Dienst der Menschheit diese, unsere Welt zu verändern, das Menschenmögliche zu tun, den Fortbestand der Erde zu sichern, sie zu erhalten auf dem Wege der Wahrheit und der Gewaltlosigkeit.

Laßt mich abschließend Gandhis Worte wiederholen, die ich für sein Vermächtnis für uns halte:

**„Ihr werdet vor Problemen stehen,
die ein neues Herangehen fordern.“**

(Herbert Fischer, 1914 in der Oberlausitz geboren, ist Ehrenmitglied des Gandhi-Informationszentrums. Nach seiner Ankunft in Indien im Jahr 1936 arbeitete er in Gandhis gesamtindischem Dorfindustrieverband in Wardha und widmete sich daraufhin der sozialen Genossenschaftsarbeit im ländlichen Zentralindien. Die Jahre seiner Internierung im Kriegsgefangenenlager nützte er für weitere Studien über den sozialen und kulturellen Hintergrund des Lebens in Indien. Vor seiner Rückkehr nach Deutschland 1947 lud Gandhi ihn und seine Familie für mehrere Tage zu sich ein. In der Deutschen Demokratischen Republik arbeitete Herbert Fischer im Erziehungsbereich und wurde Mitarbeiter des Außenministeriums. Von 1958 bis 1962 war er der Leiter der Außenhandelsvertretung der DDR in Indien. Während seiner zweiten offiziellen Ernennung zwischen 1965 und 1974 wurde er zudem Generalkonsul der DDR und schließlich der erste Botschafter der DDR in Indien. Sein erstes Buch über Gandhi erschien in einem indischen Verlag in deutscher und englischer Sprache unter dem Titel: Mahatma Gandhi. Persönlichkeit und Gestalter seiner Zeit. VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften (Berlin/DDR 1979) bzw. Mahatma Gandhi. Personality and Leader (Of His Time). (K.P. Bagchi & Company, Calcutta, India). Im April 1994 feierte Herbert Fischer seinen 80. Geburtstag, zu welchem Anlaß er den vorliegenden Erfahrungsbericht verfaßt hat.)

30.1.1994

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Freunde,

Die erschreckend zunehmende Gewalt im täglichen Leben, darin sind sich alle einig, muß durch Mobilisierung der ganzen Gesellschaft eingedämmt und bekämpft werden. Dazu leistet das Gandhi-Informations-Zentrum einen wichtigen Beitrag.

Dieses Institut entstand als Forschungs- und Bildungsstätte und verfügt heute über die in Europa größte Sammlung von Materialien und Literatur über Gandhi, so daß sogar die Räumlichkeiten schon erweitert werden mußten.

Mit dieser Rückenstütze trägt das Gandhi-Informations-Zentrum durch wissenschaftliche Arbeiten, Publikationen, Kolloquien, Seminare und internationale Konferenzen schon seit Jahren zur Verbreitung von Gandhis Wirken und seinem Gedankengut bei. In Anbetracht der andauernden Gewaltproblematik will und wird das Gandhi-Informations-Zentrum jetzt verstärkt in Zusammenarbeit mit anderen gegen Gewalt wirkenden Vereinigungen, kirchlichen Gruppen und auch politischen Initiativen Gandhis Idee der Wahrheit und Gewaltlosigkeit in immer breitere Kreise tragen.

Durch Vorträge in Jugendgruppen und anderen Foren, mit Ausstellungen und Sonderveranstaltungen, z.B. anlässlich des 125. Geburtstages Gandhis in diesem Jahre, und mit der Herausgabe gegenwartsbezogener Literatur erweitert das Gandhi-Informations-Zentrum ständig seine Aktivität.

Dafür gebraucht werden nicht nur Mitglieder des eingetragenen, gemeinnützigen Vereins, sondern Mitstreiter verschiedenster Art im Sinne Gandhis, die an Wahrheit und Gewaltlosigkeit glauben und in der heutigen Zeit dafür zu wirken bereit sind. Darunter auch solche, die zumindest auf finanzielle Art durch eigene Beiträge oder durch Gewinnung finanzkräftiger Freunde das jetzt so dringende Anliegen des Gandhi-Informations-Zentrum unterstützen.

Einer seiner letzten Aussprüche vor Gandhis Ermordung am 30. Januar 1948 war:

„Ihr werdet vor Problemen stehen, die ein neues Herangehen fordern.“

Das betrachten die Mitarbeiter des Gandhi-Informations-Zentrum als Vermächtnis und Richtlinie.

gez. Herbert Fischer
(ehemaliger Botschafter in Indien; Ehrenmitglied des Gandhi-Informations-Zentrum)

Wer sind wir?

Das GANDHI-INFORMATIONEN-ZENTRUM, Forschungs- und Bildungsstätte für Gewaltfreiheit, organisiert seit 1983 Ausstellungen, Bildungsveranstaltungen und Seminare über zivilen Ungehorsam und gibt Aufsätze und Bücher zur Information über das Leben und Wirken von Mahatma Gandhi heraus. Die Bibliothek des Gandhi-Informations-Zentrums und das Bild-, Text- und Tonarchiv gelten als die umfangreichste Sammlung außerhalb Indiens. Neben der Herausgabe eigener Veröffentlichungen unterstützen die Mitarbeiter wissenschaftliche Arbeiten, Buch- und Filmprojekte. Das Gandhi-Informations-Zentrum knüpft Kontakte in alle Welt und trägt dazu bei, daß ein internationales Netzwerk von Gandhi-Gruppen und -Interessierten entsteht.

Der gewaltfreie, aktive Widerstand, wie er von Gandhi entwickelt und gelebt wurde, soll dabei Orientierung und Hilfestellung sein. Damit verbunden wollen wir die Wurzeln der Gewaltfreiheit in den unterschiedlichen Traditionen dokumentieren.

Unsere Adresse:

Gandhi-Informations-Zentrum, Lübecker Straße 44,
D-10559 Berlin (Postfach 210109, D-10501 Berlin)

Finanzielle Unterstützung der Manifest-Kampagne wird erbeten auf das Konto: 495 283-106, Postbank Berlin, BLZ 100 100 10.

Für das

Gandhi-Informations-Zentrum, Lübecker Straße 44,
D-10559 Berlin (Postgirokonto Berlin, Nr. 495 283-106, BLZ 100 100 10)